Zur Geſchichte und Litteratur

Aus den Schätzen
der
Herzoglichen Bibliothek
zu
Wolfenbüttel

Erſter Beytrag

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Braunſchweig,
im Verlage der Fürſtl. Wayſenhaus-Buchhandlung.
1773.

Wb 16? 14735

Digitized by Google

Digitized by Google

München

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufſicht mir anvertrauet iſt, hat, von ihrer erſten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz beſonders auf ſich gezogen. Und mit Recht. Die meiſten Bibliotheken ſind entſtanden: nur wenige ſind angelegt worden; und vielleicht iſt keine einzige mit der Gefliſſenheit angelegt worden, deren ſich ein ſo kundiger Fürſt, als Auguſtus war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweiſe hiervon ſind in der Geſchichte nachzuſehen, welche von ihr Burckhard, einer meiner Vorweſer, mit vielem Fleiſſe zuſammengetragen hat.

Dennoch aber iſt eben dieſes Werk nur wenig geſchickt, der Welt einen angemeſſenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieſes nicht blos in Anſehung ihres gegenwärtigen Zuſtandes; in Anſehung des

Digitized by Google

Anwachſes, den ſie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie ſehr ſich Unſeres itzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derſelben zu heiſſen: das hat es freylich nicht melden können. Die Beſchreibung dieſes glücklichen Zeitpunkts bleibt ſeinem Fortſetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard ſcheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geſchichte einer Bibliothek hauptſächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umſtände ihrer Entſtehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchſtens die Genealogie der Bibliothek: ſondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrſamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß ſo viele Bücher mit ſo vielen Koſten hier zu Hauſe gebracht worden. Das allein ſind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geſchichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Auguſtus ſelbſt aus dieſer ſeiner Bibliothek, entweder zuerſt, oder verbeſſert, herausgeben laſſen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm

doch

Digitized by Google

doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig ꝛc. aus ihr geſchöpft haben, iſt mit dem tiefſten Stillſchweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er ſchon dreiſt behaupten können, was ich itzt um ſo viel ſichrer behaupten darf: nehmlich, daß in dieſem Jahrhunderte ſchwerlich eine Bibliothek in Europa ſo viele und ſo wichtige Beyträge zu ſo mancherley Theilen der Gelehrſamkeit geliefert hat, als die Unſrige.

Wenn ich es nun für meine erſte Pflicht hielt, mir von dieſen Beyträgen allen eine genaue und ſo viel möglich kritiſche Kenntniß zu erwerben: ſo ſchmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig ſeyn dürfte, den Mangel des Burckhardſchen Werks zu ergänzen, und eine Litterär Geſchichte derſelben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verſtande die Geſchichte der Bibliothek heiſſen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als ſie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen, iſt recht gut; aber es iſt kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein ſtolzrer Vorſatz geweſen iſt. Mit

Digitized by Google

Einem Worte: lieber für die noch künftige Geſchichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verfloſſenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um ſo mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen ſo reichhaltigen Anbruch gleichſam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meiſten hätte folgen wollen: ſo würde die Abfaſſung und Bekanntmachung eines vollſtändigen Verzeichniſſes aller handſchriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beſte und Kürzeſte geweſen ſeyn, was ich in Abſicht meines Vorſatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieſer Rath recht herrlich und ſchön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit ſo manchem andern herrlichen und ſchönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung iſt auf der einen Seite, nicht eben ſehr nützlich: und auf der andern, nicht ſo recht möglich.

Denn entweder man meynet ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufſchriften der

Manu-

Digitized by Google

Manuſcripte enthält. — Ein ſolches kann man ſich leicht einbilden, iſt längſt bey der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung deſſelben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöſer, als erſprießlich ſeyn. Sie würde bey den Gelehrten ſo manche überflüßige Neugierde, ſo manche eitle Erwartung erregen; ſie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten ſo manche vergebene Mühe, ſo manchen Zeitverluſt machen, ihn ſo manchen auf nichts hinauslauffenden Anfragen ausſetzen: daß der daraus erwachſende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meynet ein Verzeichniß, welches bey jedem Manuſcripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben ſey, oder nicht; ob es ſonſt genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Iſt ein ſolches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Iſt es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieſer einzige Mann ſeyn? —

So ſchränke ſich, wird man ſagen, der einzige Mann auf das Wichtigſte ein. — Recht wohl. Aber was iſt das Wichtigſte? Wo findet es ſich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Verſuche; durch anhaltenden Fleiß; durch gutes Glück. — Und das iſt es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis itzt durch dieſe drey Stücke gelungen iſt, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigſten Beſitzer von jeher, ſo gemeinnützig als möglich zu wiſſen, ſich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieſes Lob beſonders dem Gegenwärtigen gebühret. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieſer Arbeit habe. Möchte ſie doch nur auf einige Weiſe der Abſicht entſprechen, in welcher er mich dieſer Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweyer Wege bedacht, dieſen Wunſch deſto eher zu erreichen.

Der eine iſt: diejenigen Gelehrten um ihren Beytritt zu erſuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unſerer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel ſelbſt hat ſolcher Gelehrten mehr als einen. Beſonders haben, wie man weiß, die Herren

ren Knittel und Heuſinger, und den ich zu allererſt hätte nennen ſollen, des Herrn Geheime Rath von Praun Excellenz, ſo viele Jahre länger als ich, mit einer ſo viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrſamkeit, als ich mir anmaaſſe, die Schätze derſelben genauer einzuſehen Gelegenheit gehabt. Wenn es dieſen Männern alſo gefällig wäre, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Anſehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntniſſe von ihr auch von ſolchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von ſelbſt wohl ſchwerlich dürfte gewandt haben: deſto angenehmer wird es mir ſeyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige privat Correſpondenz einlaſſen kann: ſo erlaube man mir, daß ich die wichtigſten derſelben hier öffentlich beantworte, und auf dieſe Weiſe die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche mehrerer verwende.

Innhalt

Digitized by Google

Innhalt des erſten Beytrags.

I. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger: erſte Entdeckung. — — S. 1.

II. Romulus und Rimicius. — — S. 43.

II. Von dem Schickard, Marchtalerſchen Tarich Beni Adam. S. 83.

IV. Die Nachtigall. — — — S. 103.

V. Paulus Silentiarius auf die Pythiſchen Bäder. — S. 135.

VI. Vermeinte Ἀνέκδοτα des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz. — — S. 185.

VII. Leibniß von den ewigen Strafen. — S. 199.

Beantwortete Anfragen. 1 - 3. — — S. 241.

I. Ueber

I.

Ueber die ſogenannten

Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Erſte Entdeckung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gelehrten in der Schweiß, welche ſich um den Schwäbiſchen Zeitraum der deutſchen Dichtkunſt ſo ſehr verdient gemacht haben, ſchickten, ehe ſie mit der groſſen **Maneſſiſchen** Sammlung von **Minneliedern** an das Licht traten, zum Vorſchmack einen Band alter Fabeln voraus, die ſie ungefehr aus den nehmlichen Jahren zu ſeyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geſchichte unſerer Litteratur iſt, der kennet dieſe Fabeln, die unter dem Titel, **Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger**, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu ſchätzen wiſſen, mit ſo vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß ſie der Welt an dieſen Fabeln etwas geliefert, was ihr ſo gut als völlig neu ſeyn müſſe. Sie hielten ſich nehmlich für verſichert, daß auſſer der Hälfte derſelben, welche der Straßburgiſche Profeſſor, **Joh. Geo. Scherz**, von 1704 bis 1710, in eilf akademiſchen Diſſertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken laſſen, ſonſt nichts davon im Druck erſchienen ſey; und ſie alſo diejenigen wären, welche das Ganze zuerſt aus ihren Handſchriften bekannt machten.

 Wenn

Wenn Herausgeber ſo etwas glauben; ſo glaubt es die Welt natürlicher Weiſe mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlaſſen, ſo genaue Kundſchaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweitzern die Ehre der erſten vollſtändigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgeſtritten worden: und ich ſelbſt bin länger als zehn Jahre der feſten Meinung geweſen, daß ſie ihnen auch nicht abzuſtreiten ſtehe.

Denn nur erſt 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben dieſe Fabeln ſeyn könnten, welche ſchon längſt einmal gedruckt geweſen, und ſchon längſt wieder vergeſſen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieſes Verdachts geholfen.

Es war der Herr **von Heinecke**; in ſeiner Nachricht von einer gelehrten Reiſe, die er das Jahr vorher durch Niederſachſen und Holland unternommen hatte (*). Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Urſprungs der Druckerey zu thun geweſen war, (beſonders, in ſo fern ſie in der alten Formenſchneiderey zu ſuchen) und er in ſolcher Abſicht alle dahin einſchlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken daſiger Gegend aufbewahret werden, in Augenſchein genommen hatte: ſo war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutſches Fabelbuch mit Holzſchnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten

Blatte

(*) Nachrichten von Künſtlern und Kunſt-Sachen. Theil II, S. 21.

Digitized by Google

Blatte ſtehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beſchreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht ſagen, daß der Herr **von Heinecke** der erſte oder einzige geweſen, der dieſes alte Fabelbuch gekannt und ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdiget hätte. Es war ſchon vor ihm von verſchiedenen Bücherkennern angeführet worden; beſonders vom **Johann Saubertus**, in dem Anhange ſeiner Geſchichte der Nürnbergiſchen Bibliothek, wo er die erſten Drucke dieſes Bücherſchatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchſtaben geſetzet, ſondern von eingeſchnittenen Tafeln abgedruckt worden (*). Allein weder **Saubertus**, noch ſonſt jemand, hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Innhalt zu ſchlieſſen geweſen wäre: und nur der Herr **von Heinecke** hatte die Aufmerkſamkeit, dieſes zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit gröſſern Werth erhält, als ihm von der typographiſchen Seite gebühret. Er führte nehmlich die erſten Zeilen der erſten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muſe fand u. ſ. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger viel weniger müſſen geleſen haben, als ich ſie wirklich geleſen hatte, wenn mir nicht ſogleich hätte einfallen ſollen, daß dieſe zwey Zeilen ja wohl auch der Anfang

(*) *Jo. Sauberti* Hiſtoria Bibliothecæ Reip. Noribergenſis, Norib. 1643. in 12mo p. 116.

fang der allererſten Fabel von ihnen wären. Denn daß **muſe** für **nuſſe**, **es** für **er**, verdruckt ſey: das verſtand ſich von ſelbſt. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergiſche Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derſelben ſey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunſchweig, ſehr bald und leicht hinter die wahre Beſchaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede ſolcher Spuren ſelbſt verfolgen? Hier iſt deutlich genug darauf gewieſen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir ſind.

Nur als ich ſelbſt nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich ſogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geſchehen würde, dennoch bisher unterblieben ſey. Und da wäre es denn ohnſtreitig mehr Läſſigkeit, als Enthaltung geweſen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Erſten ſeyn laſſen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewiſſern zu belehren.

Es geſchah: und mit dem erſten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entſchieden. Ich fand nehmlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieſes zu Bamberg ſchon 1461 gedruckte Fabelbuch, ſchlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln iſt, welche erſt **Scherz** und dann die Schweitzer herausgegeben; unwiſſend, daß

man

Digitized by Google

man ihnen längſt damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den ſie ihres Fleiſſes für ſo werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerey für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunſt allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieſes die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl ſchwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerſt gedruckt wurden, auch zuerſt gedruckt zu werden verdienten — ſo erhellet doch wenigſtens aus dem ſo ſchleunigen Abdrucke dieſer Fabeln, daß ſie damals ein Buch geweſen, welches viel geleſen ward: denn wenn die Wahl der erſten Drucker ſchon nicht immer auf die beſten Bücher fiel, ſo fiel ſie doch ſicherlich immer auf die gangbarſten.

Eine Anmerkung dringt ſich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich ſie ganz verſchweigen ſollte. — Wie wenig man ſieht, wenn man nur das ſieht, was man ſehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für **ſeinen Kram!** Und wie bekannt etwas ſeyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erſter Druck, war unſer Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich iſt, war es ſo unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweymal, als etwas ganz Neues, aus Handſchriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meiſtens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt ſich, um ſeine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer ſich indeß auf die Seltenheit eines deutſchen Druckes von 1461 verſtehet, wird leicht begreiffen, daß weder **Scherzen**, noch den Herren Schweitzern aus ih-

rer Unwiſſenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre ſonſt eben als ob man von ihnen verlangte, daß ſie auch alle Handſchriften ſollten gekannt haben, die von den nehmlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich iſt ein ſo früher Druck an Seltenheit einer Handſchrift vollkommen gleich; und der insbeſondere, von dem die Rede iſt, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handſchriften von dieſen Fabeln kenne ich doch wenigſtens ſechſe; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweytes Exemplar, auſſer dem unſrigen, nicht nachzuweiſen wüßte. Wenigſtens macht es mir der Herr **von Heineke** ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches **Saubertus** doch wohl wird geſehen haben, annoch in der Nürnbergiſchen Bibliothek befindlich iſt, oder ob es gar jemals daſelbſt vorhanden geweſen (*).

Was aber, wie geſagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln ſtehet, das würde einem Bibliothekar, der eine ſo einzige Merkwürdigkeit unter ſeinem Beſchluſſe hat, ſehr zu verdenken ſeyn. Denn von dieſem verlangt man ſogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen ſoll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, ſelbſt bey denen keinen Undank zu verdienen, die ihr ſchriftſtelleriſches Verdienſt um eine Kleinigkeit dadurch geſchmälert finden dürften.

— Alſo

(*) Nehmlich in einem neuen Werke, (Idée generale d'une Collection complette d'Eſtampes &c. à Vienne 1771. p. 275.) in welchem er die in den **Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen** ertheilte Beſchreibung, mit einigen Zuſätzen wiederhohlt hat.

Digitized by Google

— Alſo zuvörderſt das Aeuſſerliche und Materielle des Buchs zu beſchreiben: ſo ſetze ich zu dem, was der Herr **von Heincke** bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzſchnitten deſſelben geſagt hat, noch dieſes hinzu (*). — Das Papier iſt von ziemlicher Stärke, aber nicht von beſonderer Weiſſe; und hat zum Zeichen den aus der Maynziſchen alten Drucken ſo bekannten Ochſenkopf. Ich merke dieſes darum an, weil es ſonach ein ſichtbarer Beweis iſt, daß beſagtes Zeichen nicht ſchlechterdings einen **Fauſtiſchen** Druck beweiſet, wie **Naudäus** behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, ſo viel ich weiß, noch kein wirkliches Beyſpiel entgegen geſetzet haben (**). — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig ſind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge beſtimmt, und die Zuſammenbindung erleichtert wird. Sie ſind weder paginirt noch gezählt; ohne Cuſtos und Signatur: daher es um ſo weniger zu verwundern, daß ſie hier und da verbunden worden. — Die Schrift iſt eine plumpe ſtumpfe Fractur, faſt ſo groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem erſten Anſehn nach ſollte man ſie für eben die Schrift halten, aus welcher **Conrad Racheloven**

 ſeinen

(*) Nehmlich daß es in klein Folio ſey, und über jeder Fabel ein Holzſchnitt ſtehe, dergleichen er einen copiren, und ihn ſowohl ſeinen **Nachrichten** als dem angeführten franzöſiſchen Werke beydrucken laſſen.

(**) *Chriſt. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quædam documenta de Origine Typographiæ illuſtrantur. pag. 45.

Digitized by Google

ſeinen Donat gedruckt hat. Doch bey genauer Betrachtung findet man dieſe etwas ſtärker, und in den Zügen einiger groſſen Buchſtaben verſchieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutſche für Lateiniſch, und das Lateiniſche für Deutſch zu halten. — Die Verſe ſind nicht abgeſetzt, ſondern lauffen wie Proſa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzſchnitt unterbrochen iſt, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchſtaben einer jeden Fabel ſind roth hineingeſchrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die erſten groſſen Buchſtaben eines jeden Verſes ziemlich ſtark durchſtrichen ſind; als wodurch, die illuminirten Holzſchnitte mit dazu genommen, das Ganze einen ſehr bunten Anblick macht. Von dieſen Holzſchnitten iſt noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weiſend, wie er in der Probe, welche der Herr **von Heineke** davon nachſchneiden laſſen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer beſondern Einfaſſung ſtehet: daß, ſage ich, dieſer Mann eben ſo auch bey allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu ſehen, und ohne Zweifel den auf ſeinen Vorwurf zeigenden Dichter vorſtellen ſoll. — An Unterſcheidungszeichen iſt keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieſes kömmt nicht da vor, wo es der Verſtand erfodert, ſondern ſtehet am Ende eines jeden Verſes, der Verſtand mag eine Unterſcheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln ſelbſt ſind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Innhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu ſagen: aber es zeigt ſich auch ſonſt keine Spur von irgend einer Aufſchrift, die

das

Digitized by Google

das Buch geführet, oder führen könnte; ſelbſt in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch ſonſt vorzukommen pfleget. Dieſe waren, vor dem Herrn **von Heineke**, auch bereits vom **Saubertus** angeführet, und lauten ſo.

Zu bamberg dies puchleyn geendet iſt
Nach der gepurt unſers herren ihesu criſt
Do man zalt tauſend unde vierhundert jar
Und ym einundſechzigſten das iſt war
An ſant valenteins tag
Got behut uns vor ſeiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, iſt auſſerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das **puchleyn geendet** ſeyn ſoll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch ſo wenige; und unter dieſen wenigen, findet ſich kein einziges, von dem man nur mit Wahrſcheinlichkeit behaupten könne, daß es auſſer **Maynz** gedruckt wäre. Bamberg müßte ſonach, nicht allein mit unter den erſten Städten Deutſchlands ſeyn, in welche ſich die Druckerey verbreitet hätte, worunter ſie die alte Cöllniſche Chronike doch nicht rechnet: ſondern ſie müßte ſchlechterdings die allererſte ſeyn, denn ſelbſt von Straßburg findet ſich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trift man auch ſonſt kein Buch an, das um dieſe Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichniſſe des **Pr. Marchand** (*) iſt das erſte, welches in dieſer Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich ſeyn, daß eine ſo nützliche, und damals ſo

(*) Hiſtoire de l'origine et des primiers Progrés de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

ſo einträgliche Kunſt, welche ſo geſchwind daſelbſt bekannt geworden, auch wiederum ſo geſchwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieſes iſt denn auch wohl die vornehmſte Urſache, warum man unſer Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorſpielungen der Druckerey, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenſchein dieſe Vermuthung begünſtige, will ich hier nicht unterſuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch ſo offenbare Merkmahle gegoſſener Buchſtaben fände, wo andere nichts als geſchnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterſchrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar ſcheinet ſelbſt der Herr **von Heineke** hierzu nicht ungeneigt geweſen zu ſeyn; und wenigſtens wollte er ein Mißverſtändniß dabey argwohnen. Denn er ſagt in ſeinen Nachrichten, „es laſſe „ſich nicht behaupten, daß unſer Fabelbuch wirklich 1461 „zu Bamberg **gedruckt** worden; es ſtehe blos da, es „ſey in dieſem Jahre daſelbſt **geendet** worden, welches „von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.„ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf dieſe Weiſe zu verſtehen ſind: und aus dem Worte **geendet** iſt freylich nichts **für** den Druck zu ſchlieſſen. Doch gewiß auch nichts **darwider**: und wenigſtens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen ſollte, ſodann nicht die Verfertigung des Buchs, ſondern lediglich die Verfertigung der Abſchrift des Buchs, welche der Drucker vor ſich gehabt, damit gemeinet ſeyn. Denn das Buch ſelbſt, die Fabeln ſelbſt, ſind ohnſtreitig weit älter; welches ſo viele Handſchriften auf die unwiderſprechlichſte Art bezeugen.

Digitized by Google

gen. Doch es iſt unnöthig, noch itzt dieſe Erinnerung gegen den Herrn **von Heineke** zu machen, da er ſelber, in ſeinem neueren franzöſiſchen Werke, auf ſeinem Argwohne nicht beſtehet, ſondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den erſten Städten, nach Maynz, geweſen, in welchen die Druckerey getrieben worden (*). Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr **von Heineke** will, daß die Formenſchneiderey ſogleich übergegangen? Denn wenn unſer Fabelbuch nicht von geſchnittenen Tafeln abgedruckt iſt, ſo dürfte man doch wenigſtens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchſtaben geſetzet worden; und dieſe hölzernen Buchſtaben ſind es, welche der Herr **von Heineke** gänzlich aus der Geſchichte der Druckerey will ausgethan wiſſen. Es iſt ſchwer, einem Manne, von ſeiner Erfahrenheit in ſolchen Dingen, etwas entgegenſetzen zu können, was ihm nicht längſt bekannt ſey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter ſeiner Hypothes entgegen ſtehen, und ſich mehr auf eine Art von Zeugniſſen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor itzt liegt mir an allem dieſen nichts: genug das Buch iſt da; mag es doch entſtanden ſeyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text iſt.

Seinen Innhalt brauche ich meinen Leſern nicht bekannt zu machen: ſondern allein das Verhältniß, in welchem

(*) Idée generale, p. 277.

chem er mit dem Texte ſtehet, den uns die Schweitzer gegeben haben. Dieſes aber kann nicht beſſer geſchehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder ſelbſt urtheilen kann, wie weit er ſich, an Sprache und Rechtſchreibung, von dem neuen aus ſorgfältig verglichenen Manuſcripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollſtändigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzuſetzen. Ich will alſo, ohne alle Wahl, ſo wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichſter Sorgfalt Buchſtabe für Buchſtabe copiret, hier mittheilen, und von der erſten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nuſſe vant
Der hette er geſſen gerne
Im was geſagt von dem kerne
Der wer gar luſtiglich unde gut
Beſwert was ſein thum̃er mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der ſchalen darnach zu hant
Begreiff er der ſchalen hertikeit
Von den nuſſen iſt mir geſeit
Sprach er das iſt mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er ſie zu derſelben fart
Der kerne der nuſſe im nye wart.

Demſelben affen ſein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verſchmehen lange ſuſikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil

Der

Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleſet mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dañ hitz gibt als es ſol
Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtlichs leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck iſt bereit
Ee das feuer der myñe
Im enzundet ſein ſiñe
Hieran mag gedenken wol
Der menſch der got dienen ſol
Der ſol durch keinerley ablan
Er ſol am ſtetem dinſt beſtan.

Ich will, wie geſagt, die Vergleichung dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Wenn er aber finden ſollte, daß ſie ein wenig ſehr zum Nachtheil des alten Bambergiſchen Drukkes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verſchiedene Zeilen weit geſchmeidiger und verſtändlicher aus den Handſchriften geliefert worden: ſo wird er doch auch nicht in Abrede ſeyn, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Beſſere iſt, und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweitzeriſche Ausgabe in der 14ten Zeile lieſet,

„Die nuß der kerne im nit wart„

klingt dieſes in unſerer nicht weit beſſer und dem Verſtande gemäſſer,

„Der kerne der nuſſe im nye wart?„

Denn

Denn man ſagt doch wohl ohnſtreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bey uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ſte folgen,

Und im troſtlich muige weſen
Als wir dik hórent leſen

gänzlich mangeln, iſt zu loben. Denn ſie ſind ſo überflüſſig, und zeigen von ſo einer elenden Flickerey, daß ſie unmöglich von dem Verfaſſer herkommen können. — Eine zweyte Probe ſey die **neunte** Fabel der neueſten Ausgabe, welche in unſrer die **achte** iſt.

IX. (8).

Vier geſellen komen uber ein
Das es alles ſol ſein gemein
Was ſie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freyſam
Ein geis ein ochſe was zam
Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden ſye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger geſpart
Er wart zu hawen ſchir
Unde geteilet in vier
Do ſprach der lewe freißam
Den erſten teil den muß ich han
Das ſol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen ſein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn groſe meiſterſchafft
Das dritte ſoll mir nicht engan
Wañ ich am allermeiſten gevochten han.

Mir

Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntſchafft lies ich anders feil
Die wir zuſam̃en haben geſchworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil muſten ſie ym alle lan
Und muſten hungerig von dañen gan
Es geſchicht unde iſt auch recht
Wo ſich gleichen wil der knecht
Dem herren durch ſein thumen mut
Das ſchadt ym unde iſt nicht gut
Mit herren weichſel eſſen
Wañ ſie haben ſich des vermeſſen
Der ſich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichſeln ſtil
Die herren ſprechen wenn man teilen ſol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du haſt darzu
Alſo wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht geweſen
Vor gewalt mag nymant geneſen
Wañ gewalt get fur recht
Und wo ſein ſulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht beſtan

Auch von dieſer Fabel gilt, was ich von der erſten geſagt habe. Auch hier gibt unſer alter Druck verſchiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher ſo, als ſo wie die Schweitzer ſie leſen, aus der Feder des Dichters werden gefloſſen ſeyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bey jenen weit leerer und kahler ſo lautet:

Ein ſchaff der vierd geſelle was
Als ich an einem buoche las?

Es iſt der nehmliche Lückenbüſſer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bey uns ganz weggeblieben war, und in dieſer bey uns mit einem ſo ſchönen und paſſenden Umſtande erſetzet iſt, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich ſo geſchrieben;

Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß:

er doch ohnſtreitig ſo hätte ſchreiben ſollen. — Ich glaube nicht daß es nöthig ſeyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen; die ich jedoch mit Rückſicht auf einen anderweitigen Umſtand wählen will. Es iſt die bekannte Fabel **von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Eſel;** nach der Ordnung die **zwey und funfzigſte** in der neuen, und die **ſechs und vierzigſte** in unſrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen ſun er zu ym nam
Einen eſel darzu das
Er beſter gereiten mochte das
Auff den eſel ſaß der man
Seyn ſun muſte gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es ſich von geſchicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie ſprachen alle wie der man
Reit und leſt den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der ſeiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhorte das

Von

Von dem eſel ſaß er do
Der jung ſaß auff und was fro
Der ein zu dem andern ſprach
Do er den knaben reiten ſach
Wart getreuer geſelle meyn
Der alt mag wol ein narre ſein
Das er leſt reiten den knaben
Der ſolt laufen und traben
Und ſolt der alt reiten
Wil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den eſel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den eſel riten ſie peide
Das wart in ſchir zu leide
Do ym die leut bekommen
Num̄er dum nomen
Sprachen ſie alle ſehet an
Wie thut der alt man
Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den eſel haben tot
Zwar es thut yin kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der eſel auch ſoll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſehet an
Wie torecht die peide ſint
Der alte man und auch ſein kint
Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat.

Do ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen
Sie wurffen den eſel nider
Zuſam̄en punten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der vater ſprach
Der ſun vil jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seufftzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peyde er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol

Und

Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte iehen
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane ſpot.

In dieſer ganzen Fabel, ſo wie ſie hier und in unſrer erſten Ausgabe zu leſen, iſt ſchlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr iſt dieſer alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunſtaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es **paß** für **das** heiſſen muß;) ſondern auch an mehr als einer Stelle verſtümmelt. Zwiſchen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefehr folgende Zeilen, wie ſie die verſchiedene Rechtſchreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten ſolte
Der alte gerne wolte.
Nebent bi dem eſel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwiſchen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der ſtraſſe hin
Der eſel ging auch ler mit in.

Desgleichen nach der 64ſten:

Warta warta ſechent an
Ein eſel tragent zwene man
Der ſoelt ſie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere ſagen.

Digitized by Google

Denn ſo lieſet dieſes alles die neue Ausgabe der Schweitzer, vollſtändiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugeſtehe.

Ja ich will eben ſo gern einräumen, daß wenn es überhaupt weiter nichts, als einige beſſere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergiſchen Drucke zu ziehen, der Nutzen deſſelben ſehr geringe ſeyn würde. Und gewiß hätte es ſich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung deſſelben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbiſſen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieſes ſeyn ſollte: das Beſte kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzuſtellen begann, konnte ich lange keinen andern weſentlichen Unterſchied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche ſich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieſes mit einem Epilog verſehen ſey, der mir ganz fremd war, und der durch einen beſondern Umſtand meine ſchon erlöſchende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier iſt er, dieſer Epilog; der mir die erſte Hoffnung machte, daß, wo ich dieſen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peiſpil merken wil
Der ſeze ſich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyſpil nemet eben war
Die that iſt nit alſo geweſen
Der geſchicht als ir habt horen leſen

Darumb

Darumb liſt man ein peiſpiel gut
Das weiſer werd des menſchen mut.
Hundert peiſpil han ich geleit
An diß puchlein und iſt becleit
Gar mit weiſen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt ſint mein wort
Doch han ich cluger ſynn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der ſuſigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und ſchlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump ſein geflochten
Der hat nu vaſt gefochten
Wenn ſchlecht wort nutz ſint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der ſich ſelber nicht verſtat
Der wol das ſchwert prechen kan
Dem iſt es nutz vil manch man
Treit ſper, meſſer unde ſchwert
Die ym ſein cleines nutz wert
Zu ſeiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geſchrieben ſtat
Wer es liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen
Und wem es zu lieb geticht ſey
Der muß ym̃er werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein ſele befind nym̃er wee.

Ich will mich itzt nicht bey einzeln Stellen aufhalten, welche ſo, wie ſie hier geleſen werden, kaum verſtändlich ſind.

Digitized by Google

ſind. Ich will nur ſogleich meine Leſer jenen Umſtand bemerken laſſen, der mir ſo beſonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben ſie ihn ſchon von ſelbſt bemerkt. Es iſt die Zeile:

„Hundert peiſpil han ich geleit,„

Hundert Beyſpiele! Ganze hundert Fabeln alſo, ſagt der Dichter ausdrücklich, daß er in ſeinem Buche erzählt habe. Und wo finden ſich dieſe hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweitzer? Dieſe hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drey und neunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handſchrift angefangen, ſpringet die Zahl von XXIII ſogleich auf XXVI. Und obſchon darzwiſchen auf der 45ſten Seite ein Abſatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen ſollte, weil er eine beſondere vollſtändige Fabel iſt: ſo fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer ſieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird ſie doch vollzählig haben, dieſe hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem groſſen Leidweſen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir alſo vor der Hand noch ſchmeicheln konnte, war die Unwahrſcheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nehmlichen Stücke fehlen ſollten.

Und ſo war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer ſechſe reicher; ſo, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweitzer Ausgabe nur ihre Richtigkeit

gehabt

Digitized by Google

gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unſers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drey und neunzigen nehmlich, welche dieſe neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergiſchen, Nummer VI. XVII. XXIV (*). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI und LXXXIII. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und ſiebenzig bleiben würden. Dagegen hat ſie, wie geſagt, ſechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und ſiebzigſte alle hinter einander; und müſſen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweitzerſche Ausgabe damit vermehret werden ſollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigſten, oder eigentlich drey und neunzigſten, in Einer Ordnung folgen; worauf der ſchon angeführte Epilog das ganze Buch beſchlieſſen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

(*) So ſollte nehmlich, wie ſchon berühret worden, in der Schweitzeriſchen Ausgabe der Abſatz S. 46 numeriret ſeyn, welcher ſich anfängt,

„Es was ein wiger vroeſchen voll ꝛc.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg ſchein
Von dem ich geleſen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir ſach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer ſolt ſie richten paß
Das kein unrecht ſolt vor gan
Gut recht ſolten ſie peide han
Do die ſach geſezt wart
Darnach nit lang wart geſpart
Wil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochſen der was groß
Der clage den herren nit ſere verdros
Er ſprach lieber herre mein
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Mein ſach iſt gut meyn wort ſind ſchlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre ſprach es ſol geſcheen
Dein gab ſol ich wol anſehen
Des rechten ich mich wol verſtan
Dieſe rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku ſach
Fleißiglich er zu ir ſprach
Gnedige frau meyn
Laſt euch mein ſach bevollen ſein

Schweig

Schweig ſtille und hab guten mut
Dein ſach muß werden gut
Die frau zu dem herren ſprach
Do ſie die ſchone ku ane ſach
Durch mein willen hilff den man
Das er ſein ſach mug behan
Und ſein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht ſaß
Do kamen auch die zwen man
Und ſolt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen ſage
Er ſtunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs ſprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es iſt zeit
Du meiner ſach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht ſoltu laßen mich
Der herre ſprach es mag nicht geſein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beſchloſſen hat
Den ochſen an ſtym er ſtat
Der ochs verlor ſein ſach gar
Das wart ſein meiſter wol gewar

Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe ſelden thut
An frauen und an mañen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil

Digitized by Google

Der richter ſol nit abelan
Das recht ſol er veſte han
Wo das kuſſen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum geſigen
Die ku ret der ochs was geſchwigen
Das thet des kuſſes rat
Das dick ſchedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde furſprech
Got es ſelber an ym rech
An dem jungſten tage
Wirt er verurteilt als ich euch ſage
Das iſt die engliſch clage
So mag ym ſelber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch ſag
Uebrige gezirde ſchat nacht unde tag
Wer ſich der maſſet der thut wol
Als uns diß peiſpil ſagen ſol.

Ein purger der het in ſeinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was ſtolz und gemeit
Ihr palck was ſchon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil ſie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck ſah er lieplich an
Der was weiß als der ſchnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht wolt er ſie laſen geneſen
Der palck muſte ſein weſen
Des kan ich gewiſen wol
Funff ſchilling er mir gelten ſol

Dar-

Darnach nit lang wart geſpart
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getot han
Durch des palges ſchein
Der purger ſprach es mag nit geſeln
Sind der palck ſchaden tut
Ich ſchick das er were behut
Und meyn gevatter leſt in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem ſchaub fur er zu
Der kazen palck beſenget er nu
Das er ſchwarz unde manigvalt
Flecket was und ungeſtalt
Alſo behut der purger do
Sein kazen wer noch tut alſo
Des kaze wurd wol behut

Welche frau hat ein uppigen mut
Und ſtellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir beſengen ſol
Das ſie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges ſchein
So ſtete mag kein frau geſein
Wil ſie ſich der werlt geben
Vil ſchier wird geſchwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die ſint vor aller werlt gerucht
Ein weib ſchon keuſch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut

Digitized by Google

Nie auff ertrich peſſers wart
Denn eine frau von guter art
Frum̃er frauen leip unde mut
Iſt vor allen wandel behut
Die ſol man unbeſenget lan
Der kazen dieb leſt ſie wol gan
Und aller eren iſt ſie wert
Ich hoffe ſie wurd von got gewert
Was ſie von ym wolt piten
Got behut ir aller ſiten
Durch alle weib reine
Sie ſind groß oder cleine.

82.

Man liſt von einem kindelein alſus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung ſein ſyn waren alt
Sein herz auff weißheit was geſtalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit ſeinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geſchach auff einen tag
Das ſich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derſelben ſtat
Auch kamen ſie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat ſolt ſagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er ſprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens ſchein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do ſah ich manchen weiſen man
In dem großen rat ſtan

Die muter ſprach zu ym zu hant
Was meinſtu das ſie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es ſage mag nit geſein
Das ich offen der rom̃er rat
Das man ſuſt verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der ſach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie ſchlug in ſere der knabe ſprach
Do er die muter zornig ſach
Ich wil dir ſagen was do iſt der rat
Den man heut geraten hat
Es iſt ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie ſprach ſam mir ſele und leib
Vil peſſer iſt das zwen man
Ein weib ſollen han
Wañ zwei weib ein man hetten
Ich ſprech das und theten
Sie gewuñen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich ſol es frolich widerſtan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geſeit
Sie ſprach alle groß herzeleit
Und krieg muſten wir gegen in han
Es iſt peſſer das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig ſeyn
Wol auff lieben geſpilen mein

Digitized by Google

Sprach eine zu der andern da
Uns iſt ſorge vil nah
Wir ſullen des zu rat gan
Und ſullen es mit nichte lan
Unſer not ſullen wir clagen
Und horen was ſie ſagen
Do die ſach alſo geſchach
Und die frauen der rat an ſach
Sie wunderten alle was das mocht geſein
Sie enpfingen ſie und lieſen ſie ein
Und als ſie die ſach hetten vernumen
Darumb ſie dar waren kumen
Sie richten ſie ſchon wider heim
Und ſprachen wir ſullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen ſol
Die frauen gingen wider heim
Do ſprach der ratherrn ein
Wovon mag das ſein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do ſprach der knab papius
Do ich geſtern kam zu hauß
Do wolt mein muter wiſſen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich ſie nit wiſſen lan
Do geriet ſie mich gar ſere zu ſchlan
Eyn lugen der dacht ich auff der ſtunt
Und ſprach das wort das euch iſt worden kunt
Von den frauon nu
Sie ſprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieſer knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt

Digitized by Google

Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wañ kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unſtet iſt der frauen mut
Des ſeyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie ſchad es ymer mag geſey
Zu hant wiſſen es zwu oder drei
Wovon dir mag geſcheen leit
Das las der frauen ungeſeit
Was du wilt verholn han
Das ſoltu das weib nit wiſſen lan
Doch man ſy darumb loben ſol
Sie mugen das verhelen wol
Das ſie das nicht wiſſen
Wann mancher wirt von in beſchiſſen
Das iſt wol worden ſchein
Danck hab der der an ſie wol mag geſein.

83.

Von einem piſchoff liſt man das
Das er in groſſen eren ſaß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein ſchuler kundig auff alle ding
Bey dem was ſeins vettern kint
Der was dem piſchof gar gemynt
Er het auch ein weiſen man
Als ich das vernumen han
Ein erztpriſter geſezt ein
Den leuten zu einem guten ſchein
Nu fuget es ſich auff einen tag
Das der erztpriſter ſiech lag

Und alſo ſiech ſtarb
Der jungling umb das ampt warb
Der piſchoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart geſpart
Dem piſchof geſendet wart
Ein korbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geſchank
Er ſprach zu dem ſeyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten ſol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling ſprach er da
Iſt das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen ſol
Ein peſſern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden geſſen gar palde
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Diſe red erhort ein weiſer man
Mit ernſt ſach er den piſchof an
Er ſprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſo manch falde hant
Bevolhen der euch iſt bekant
Sein kintheit und ſein jugend
Dovon ir yñer mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verſeit
Zu hant ſol der pfleger weſen
Der ſele wie mag dann geneſen

Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſol
Vallen ſie peide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der ſich ſelber nicht berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Wañ der ſelb nymer wirt vol
Und lebet ſtet in geitikeit
Zu ſcheren ſind ſie bereit
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern
Alſo wol ſie die ſchaf kuñen geſchern
Die ſchaf ſtunden deſterpaß
Nu get ir arger liſt auff das
Wie die ſchaf wurden geſchorn
Ob ſie ymer wurden verlorn
Darauff ſind ſie beſorget gar
Sie entruchten nit wie dy ſele far
Der weiſe piſchof beval
Dem jungen die ſele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geſchicht
Das er der huten ſol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer ſie behut dem wil got geben
Umb ſein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter ſagt man das
Das er in großen treu ſas

In reichtum und in wirdikeit
Seinen ſun hat er geleit
Zu ſchule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die ſchrift
Vil clein geriet zu verſtan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das ſein mut
Zu ſchule ſant er in gen pareiß
In kunſten ſolt er werden weiß
Mit großer koſt er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do geſellen vil
Mit allerlei ſeiten ſpil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmaſen groß
Des ſein vater gar ſere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit ſolt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtſchaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zuſam̃en kom̃en dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen ſitten gnug
Nu ſach er durch die ſtuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geſchlagen
Do hub der hohe pfaff an zu ſagen

Mich

Digitized by Google

Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch iſt kunnen
Und in dem loch belieben iſt
Der zagel zu dieſer friſt
Er ging auch fur das hauß
Und ſtellt ſich fur die thur hin auß
Und lugt ſere den himel an
Der monde begund ſchon auff zu gan
Wil ſere ſach er ſich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des ſicher zu weſen
Er het aſtronomiam geleſen
Und wer ein herre in hoher kunſt
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane ſach
Wil ſchnelle ging er hin unde ſprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab gefliſſen ſint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der ſtat
So ſere das wundert mich
Sy ſint an einander ungleich
Es muß ſein gar ein weiß man
Der die zwen unterſcheiden kan
Do der ritter das erſach
Zu ſeinen freunden er ſprach
Von ſach wegen iſt mein herz zorn
Koſt und erbeit iſt gar verlorn
Es dunket mich in meinen ſinnen wol
Das er iſt aller narheit vol
Der vater und die freunde ſein
Muſten in ein thoren laßen ſein

Wer von natur iſt unbeſint
Und nyñer witz hat dañ eyn kint
Dem mag die ſchule zu pareiß
An ſinnen nyñer machen weiß
Iſt er ein eſel und ein gauch
Daſſelbe iſt er zu pareiß auch
Wo die natur verirt iſt
Was ſchrifft do hoher pfaffen iſt
Was hilfft das einer zu ſchule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meiſter leſen
Ein narre muß er doch ymmer weſen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden ſol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen ſie weſen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub ſich in einer ſtat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride ſyben tage
Nu horet was ich euch ſage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley ſchlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der ſtat gewert
Ein hoher pfaff an kunſten reich
Kam auff den marckt und thet gleich

Als

Digitized by Google

Als er ein Kauffmañ ſolt weſen
Er ſprach wer do wil geneſen
Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht ſandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das ſie ſchnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er ſprach ym were nit leit
Was ſie darumb muſten geben
Die knecht vernumen eben
Groß ſilber ſie do nomen
Do ſie zu dem meiſter komen
Sie ſprachen wir ſint her geſant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das ſilber ſult nemen
Und ſult ym der weisheit geben
Er empfing das ſilber und ſazt ſich nieder
Er ſchreib ein wort und ſant wider
Dem kunig pey den knechten ſeyn
Das wort von deutſch zu latein
Sprach du ſolt das end anſehen
Deiner werk wañ was dir geſcheen
Dir darumb mug geſcheen kunſtlich
Der weißheit ſoltu fleiſſen dich
Den kunig brengt dieſe gepot
Das daucht ſie gar ein ſpot
Sie hetten alle des geſchworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit iſt gegeben
Domit der kunig ſein leben

Gehut der kauff gewiſ ym wol
Das wort was großer kunſt vol
Er hieß es ſchreiben an ſein thur
Mit gulden puchſtaben wer do fur
Ginge der mocht es wol leſen
Der kunig wer anders tot geweſen
Eins mals als ich euch ſagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy ſtellten ſere auff ſein tot
Und heimlichen das ſie nit in not
Komen fur die miſſetat
Nu gingen ſie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen ſie uberein
Das ſie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig ſein leben
Neme ſo er ym ſolt ſcheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als ſchnelle er es het getan
Nu wolt der ſcherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von ſtund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam ſein mut
Do er dy ſchrifft ſach an
Do begund er aldo ſtille ſtan
Das ende deiner werk ſoltu an ſehen
Und was dir darumb mag geſchehen
Wil ſchnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane ſach
Schnelle er zu ym ſprach

Digitized by Google

Sag an was iſt dein not
Oder du muſt leiden den tot
Der kunig ließ in ſchnelle fahen
Und vil ſchwerlichen ſchlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der ſchrift willen muſt lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geſchrieben ſtat
Alſo behilt der kunig ſein leben
Sein veind muſten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol

Wer das end anſehen kan
Seiner werk das iſt ein weiß man
Wer das end anſehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die ſunde wer do ſiehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor poſe was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nym̄er ubel thut
Der ſchifman in dem ende ſtat
Und richtet das es wol gat
Wer ſich do in das ende leit
Und gewyn̄et mit ym nymer groß leit.

Digitized by Google

Alle dieſe ſechs Fabeln, (die zwey und achtzigſte ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, ſondern die wahre Geſchichte des jungen **Papirius** iſt, deſſen Name in **Papius** verſtellet worden;) wird man von keinem åltern Dichter erzåhlet finden. Ob ſie aber darum urſprůnglich deutſche Erfindungen ſind, davon ein Mehreres in meiner zweyten Entdeckung ůber dieſe ſogenannten **Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger,** welche den wahren Namen des Verfaſſers betrift, und die ich in den zweyten Beytrag verſpare. Ich ſage itzt nur ſo viel davon, daß dieſer Name, aus einer Handſchrift unſrer Bibliothek, von **Gottſcheden** mit einer Oſcitanz, — ich weiß kein anderes Wort: Unachtſamkeit ſagt viel zu wenig — angegeben worden, die ſchwerlich ihres gleichen haben důrfte.

II. Romu-

II.

Romulus und Rimicius.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aeſopiſchen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiſſe ſtudierte, als den **Phäder**. Und damals, wie oft wünſchte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzuoft ſtieß ich, in den Noten des **Gudius** über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können verſprach.

Es iſt bekannt, daß dieſe Noten des **Gudius** über den **Phäder**, nicht von ihm ſelbſt, ſondern verſchiedne Jahre nach ſeinem Tode, von dem ältern **Peter Burmann** herausgegeben worden (*). Und es iſt eben ſo bekannt, daß der gröſste Theil der hinterlaſſenen, eignen und fremden Handſchriften des **Gudius** in unſre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen **Burmann** ſeine Ausgabe beſorgt, ſich nicht mit darunter befinden konnten; als welche längſt zuvor von den Erben des **Gudius** an **Gräven** überlaſſen worden. Allein **Gudius** bezog ſich in den Noten ſelbſt noch auf ſo manches, das meine Neugierde reizte: beſonders auf verſchiedne alte Codices, die er ſelbſt zu Rathe gezogen, ſelbſt in Händen gehabt hatte. Und von dieſen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es **Burmann** gleichfalls vor ſich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt, und in manchen Fällen mehr genützet haben würde.

Alles

(*) Nehmlich zuerſt 1698. **Gudius** ſtarb. 1689.

Alles dieſes, wie geſagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich ſahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunſches, nichts brauchte, als die Hand auszuſtrecken, und mir gewiſſe Ideeen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und ſuchte; und das erſte, worauf mich unſre Catalogi wieſen, war die eigenhändige Abſchrift des **Gudius** von dem Codice Divionenſi, auf den er ſich verſchiedentlich in ſeinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber ſchwerlich hätte ich mir in dem erſten Augenblicke auch wohl nur träumen laſſen, welchen beſondern Aufſchluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die ſich, mit und ohne Verſchulden der fleißigſten und ſcharfſichtigſten Gelehrten, die äuſſerſte Dunkelheit und Verwirrung ſeit vielen Jahren verbreitet hatten.

Dieſe Sache verhält ſich ſo. — Als **Iſaac Neveler** 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aeſopica, alle insgeſammt herausgab, bezog er ſich zu Wiederherſtellung der echten Lesart des **Phädrus**, auf einen gewiſſen **Rimicius**, welcher die Fabeln deſſelben in Proſa aufgelöſet habe. Und dieſer proſaiſche verſtümmelte Phädrus war bereits längſt gedruckt, ehe der wirkliche vom **Pithöus** 1596 an das Licht gezogen wurde. **Neveler** hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor ſich, die ihm **Gruter** aus der Heidelbergiſchen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bey der zweyten Fabel des erſten Buchs gedenkt er derſelben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phædri fabulas ſoluta oratione reddidit, ſervatis

ut

ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca ſuppeditavit V. A. *Ianus Gruterus*, Vlmæ olim impreſſum. Fabulas Aeſopi, Avieni et Anonymi noſtri fabulatoris latina germanicaque oratione expoſuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus ſum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben dieſe Ulmer Ausgabe auch in unſrer Bibliothek antreffen; und ſie iſt es, ohne die mir doch wohl die Abſchrift des Codicis Divionenſis ſo viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen ſollte.

Doch nur erſt weiter. — Auf dieſe Quelle kritiſcher Verbeſſerungen des **Phädrus**, ſo verdorben ſie auch ſeyn mochte, hatte ſich **Gudius** von dem **Neveler** nicht umſonſt verweiſen laſſen. Ich kann aus ſeinen Anmerkungen, wie ſie **Burmann** herausgegeben, zwar nicht ſehen, ob er die nehmliche Ulmer Ausgabe dieſes ſogenannten **Rimicius** vor ſich gehabt. Aber ein Manuſcript von eben dieſem **Rimicius** führt er an, und nennt es ſein eigen (*). Neveletius ex Rimicii cujusdam ſterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *veſtibus*. — In MS. noſtro Rimiccii eſt *ſedibus*. Eben dieſes Manuſcript iſt es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte (**) Sciaſſianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwiſſenheit, warum Sciaſſianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es

(*) ad Fab, 141. Lib. I.
(**) ad Fab. 30. Lib. I.

es dieſe Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem **Gudius** noch immer Rimicius, höchſtens Remiccius, heißt, das nennt er weiter hin Romulius. Ja damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und ebendaſſelbe Werk meyne: ſo ſagt er ausdrücklich (*), Romulius, ſive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch ſchon ziemlich auf das Aeuſſerſte gekommen, als **Joh. Fr. Nilant** 1709 alte Fabeln heraus gab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, ſagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et perſonarum; quippe quum *Romulus* vel *Romulius* ſive *Romalius*, *Rimicius* ſive *Rimiccius* vel *Remicius* ſive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tam etiam iſta nomina nunc uni, nunc duabus perſonis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handſchrift beyfügen wollte, die den Namen des **Romulus** führte: ſo konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, das **Gudius** ſchon einen ſolchen geſchriebenen **Romulus** vor ſich gehabt habe, den er für den gedruckten **Rimicius** des **Nevelet** gehalten. Und ſo, indem er dieſem nachſpürte, um gewiß zu ſeyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geſchah es, daß er ſich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern ſich um ſo weiter von ihr entfernte.

(*) ad Fab. 15. Lib. III.

Nilant

Nilant war nehmlich ſo glücklich, zwar nicht völlig eben daſſelbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das **Nevelet** aus der Heidelbergiſchen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm ſehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutſche Ueberſetzung alles enthalten war, was **Nevelet** in jenem gefunden hatte. Aus dieſem nun erkannte er gar bald, daß **Rimicius** ſchlechterdings ein ganz neuer Schriftſteller ſey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus, und von nur einigen wenigen Fabeln deſſelben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche **Nevelet** dem **Rimicius** zugeſchrieben, auch hier dem **Romulus** gehörten; und ſchloß, daß ſich Nevelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beygelegt, was ſich dieſer in der Sammlung ſelbſt nicht anmaſſe.

Denn für dieſen, für den Herausgeber ſowohl ſeiner, als der Neveletſchen alten Ulmer Ausgabe, glaubte **Nilant** den **Rimicius** wenigſtens annehmen zu müſſen. Er nannte daher die darinn enthaltenen Fabeln des **Romulus**, in den Anmerkungen zu ſeinem **Romulus**, faſt immer Rimicii Romulum: Theils um ihn dadurch von ſeinem zu unterſcheiden; Theils aber auch, weil er glaubte, daß **Rimicius** wohl nicht immer in Herausgebung des **Romulus** den Handſchriften treu geblieben ſeyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzuſetzen. Licet, ſind ſeine Worte, enim crebris ſordibus obſitus eſſet liber cum auctoris, tum fortaſſe editoris injuria, tamen u. ſ. w. Und dieſer Verdacht, ſieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken ſollte. Der ver-

meynte **Romulus** des **Rimicius** mußte vermuthlich verfälſcht ſeyn, damit der **Romulus** des **Nilant** nur allein für den echten, aus einer Handſchrift treulich gezogenen **Romulus** gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem **Nilant**, ſich dieſe ſeine Entſcheidung gefallen laſſen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere **Burmann** ſchien ſich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den **Romulus** jener ältern Ausgabe **Rimicius** zu nennen, ſo oft er ihn unter ſeinen aus ihm mit zum Theil hergeſtellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand (*). Unſerm **Chriſt** hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Verſuch wagte, war der Nilantſche **Romulus** einzig und allein **Romulus** (**). Und ſo, oder ſo, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten ſchon genug, um nach der völligen Auflöſung deſſelben begierig zu ſeyn, die ſich wie von ſelbſt darbieten wird, wenn ich vorher zweyerley werde erwieſen haben. Vors **erſte**, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen **Neveler** Rimicius nannte, ein völlig eben ſo guter Romulus iſt, als **Nilant** nur immer ans Licht gebracht. **Zweytens**, daß **Rimi-cius**

(*) Nehmlich in dem Appendice Fabularum, der ſich bey der zweyten Auflage ſeines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieſer Auflage: — Fabulas Aeſopias, ſive a Rimicio, ſive a Romulo, ſive a quocumque elaboratas.

(**) Ich will ſagen, daß er in ſeinen zwey Büchern Fabularum veterum Aeſopiarum, den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt geweſen. Wie dieſes zugegangen, wird man in der Folge ſehen.

Digitized by Google

cius nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt; daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erſtere nun iſt eben das, was mich die obgedachte Abſchrift des Codicis Divionenſis gelehrt hat. — Daß dieſer Codex ein **Romulus** ſey, konnte ich zwar ſchon aus den Noten des Gudius ſchlieſſen. Nur daß er vollkommen der Romulus ſey, welchen Nevelet unter dem Namen **Rimicius** anführet, konnte ich allein aus ihm ſelbſt lernen. Es iſt die nehmliche Sammlung alter Fabeln, auf die nehmliche Art in vier Bücher getheilet, deren jedes die nehmlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterſchiede, daß die Handſchrift in dem vierten Buche zwey Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch ſonſt noch ein Paar unerhebliche Zuſätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergeſſen, daß die 13te Fabel des erſten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handſchrift zwiſchen der 7ten und 8ten des zweyten Buchs zu ſtehen gekommen, wodurch dieſe Bücher ungleich geworden, und das erſte aus 19, das zweyte dafür aus 21 Fabeln beſtehet. Was aber hiernächſt das Hauptwerk iſt, ſo ſind auch die Fabeln ſelbſt, hier ſowohl als dort, faſt mit eben denſelben Worten erzählet. Der Stellen ſind ſehr wenige, wo die Handſchrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verſchiedenheiten ſcheinet die eine, eben ſo oft als das andere, die beſſere Leſart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will

 ich

ich ganz herſetzen, welche das vierte Buch in der Handſchrift mehr hat. Es iſt die 13te und 14te.

XIII.

Cornix ſitiens acceſſit ad urnam dimidiam aquæ, et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter ſtabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, ſumens calculos miſit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna ſurſum porrecta eſt, et ſic ſuam ſatiavit ſitim.

XIV.

Puer in ſilva auguria captans ſtetit ſuper quendam lapidem, ſub quo jacebat ſcorpius, quem conabatur vertere. Cui ſcorpius dixit ſic. Vide miſer, ne dum me captas, te ipſum perdas. Præcipit hæc fabula nihil tale audere, quod ſit periculoſum.

Die erſtere von dieſen Fabeln iſt die 27ſte des **Avianus**; und der ältere Plinius erzählet ein gleiches, als wahre Geſchichte von einem Raben. Sie iſt auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweyten wüßte ich dieſes nicht. Doch verdient ſie es auch kaum; und es würde Mühe koſten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, iſt die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zuſätze der Handſchrift anbelangt, ſo ſind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21ſte Fabel des vierten Buchs, und iſt als eine beſondere Fabel überſchrieben: De ſtatua ſua Aeſopus ad cives. Es iſt eine barbariſche Abkürzung und Verſtümmlung von dem Epilogus des zweyten Buches im Phäder:

Aeſopo

Aeſopo ingentem ſtatuam poſuere Attici *etc.*
Weil ſie aber doch noch zu etwas gut iſt, will ich ſie abſchreiben.

Scripta et ingenium Aeſopi ut agnoverunt quod multarum ſemitarum ampliſſimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant ſummi atticorum, ſtatuam poſuerunt Aeſopo, cui ſubſtatuti ſunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives poſuimus ſtatuam, quod eſt alicuius laboris bona remuneratio: ſic ſcientes ſequi querellas.

Das ſey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher **Gudius** den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiſſe nachgemahlt, ohne ſie auf das Ungewiße auszuſchreiben. Und nun, wozu er noch gut iſt dieſer Wuſt! Er iſt der unbekannte Belag einer ſehr ſchönen Verbeſſerung, welche **Gudius** in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aeſopo ingentem ſtatuam poſuere Attici.

Dieſes ingentem ſtatuam iſt ſehr unſchicklich. Es wird doch gewiß keine koloſſaliſche Statue geweſen ſeyn. Sie wird doch gewiß nicht gröſſer geweſen ſeyn, als ſie die Athenienſer andern verdienten Männern zu ſetzen pflegten. **Gudius** wollte alſo dafür geleſen wiſſen, Aeſopi ingenio: und **Burmann** gab dieſer Aenderung ſeinen völligen Beyfall. Crediderim Gudium, ſagt er, quia *Aeſopi* erat in MS. dexterrime conjeciſſe *Aeſopi ingenio.* Aber in welchem Manuſcripte hatte er dieſes Aeſopi geleſen? In den beiden, welche **Pithöus** und **Rigaltius** gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel,

dieſer Codex Divionenſis, auf den er ſich bey Ausarbeitung ſeiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet ſich nicht allein hier Aeſopi, ſondern das völlige Ingenium Aeſopi; wogegen das ſtatuam ganz ohne Beywort ſtehet. — Der zweyte Zuſatz unſerer Handſchrift iſt, Magiſtro Ruſo Aeſopus, überſchrieben. Und von dieſem werde ich ſchicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun alſo der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieſer Handſchrift von **Dijon** enthaltenen Romulus ſo genau übereinſtimmet: was könnte noch hindern, ihn für eben ſo gut als den zu erklären, welchen uns **Nilant** geliefert hat? Die Handſchrift von Dijon ſelbſt müßte jünger und daher unſichrer ſeyn, als die, welche Nilant vor ſich hatte. Daran aber zweifle ich ſehr. Denn **Nilant** ſagt von dem Alter der ſeinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts: und ich ſchlieſſe daraus, daß es nicht beträchtlich geweſen. **Gudius** hingegen giebt der Handſchrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetuſto codice, bezeugt er auf dem Titel ſeine Abſchrift, Divionenſi monachorum ſectæ Benedictinæ. Membranæ illæ quingentorum et amplius annorum forma prægrandi exhibebant Plinii Hiſtoriæ Nat. Libros XXXII, quibus premittebantur hi quatuor libelli fabularum ſub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phædri noſtri et fabulas et verba maximam partem ſublegiſſe, alias monebimus.

Doch was ſage ich, nur eben ſo gut? Der alte Ulmer Romulus iſt offenbar weit beſſer, als der Nilantſche;

und

und wir hätten dieſen, ohne den geringſten Verluſt entbehren können. Denn war die Leidner Handſchrift auch nicht jünger, als die von Dijon: ſo war ſie doch gewiß von einem weit elendern Abſchreiber, der nicht allein vier Bücher in eines ſchmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anſtand, ſondern auch den kurzſichtigen Mönch bey aller Gelegenheit zeigte. Und daß dieſe Mönchsſpuren ſich weder in der Handſchrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein ſchlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter dieſen Mönchsſpuren verſtehe. Man nehme die ſiebende Fabel nach dem Nilant, welches die ſechſte im erſten Buche des Phädrus iſt. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aeſopus erzählte, in welches Schrecken einſt die Fröſche gerathen wären, als die Sonne heyrathen wollen.„ Dieſes will auch Romulus nach ſeiner Art erzählen, und ſchickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, ſed de malo pejor naſcitur. So lautet ſie in dem alten Gedruckten: ſo lautet ſie in dem Manuſcripte von Dijon. Und wie bey dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo; ſed dictu ſæpius de malo pejor naſcitur. Die Moral iſt freylich nicht wahr: aber ihr ſo nachhelfen, ſie ſo berichtigen, das konnte nur der dümmſte von allen Mönchen. Und ſo an mehrern Orten. Der beſſere Romulus ſchrieb zu Anfange ſeines zweyten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus niſi homo? Et quis bonus niſi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum ſine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo

enim poteſt eſſe bonus malus, non niſi homo; de Deo enim et Angelis non eſt nobis ſermocinatio. Der beſſere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Ephesus, die Lehre: Caſta eſt illa mulier quæ importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Fœmina nulla ſe importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meynet man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet ſubſequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant poſt mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Ephesus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte auflegen laſſen? Er ſcheinet ſo etwas ſelbſt empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey: ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulæ reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid deſideretur, et quia nonnullæ Phædri phraſes diſerte exhibet, eas in poſtremo agmine collocavi. Aber auch ſo kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie geſagt, ſein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in

dieſem

Digitized by Google

dieſem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgehohlet werden: ſo fehlen zu der vollen Zahl, welcher dieſer hat, noch ganzer 20. Ich will ſie nach unſerm Manuſcripte nahmhaft machen, dieſe 20 Fabeln; und da ich den Unterſchied, der ſich zwiſchen dieſem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: ſo wird man ſie ohne Mühe auch in dieſem finden, wenn er etwa einem meiner Leſer zur Hand ſeyn ſollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, wenn keine daſelbſt vorkäme, daß ſie der Kriticus folglich doch nicht vermiſſen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der ſich von dieſen alten armſeligen Dingen noch machen laſſe. Hier ſind ſie.

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (*Phæd. IV.* 18.)
- — 11. Aſinus irridens Aprum. (*Phæd. I.* 29.)
Lib. II. — 7. Venator et Canis. (*Phæd. V.* 10.)
- — 10. Hoedus et Lupus.
- — 11. Pauper et Serpens.
- — 13. Calvus et Muſca. (*Phæd. V.* 3.)
- — 14. Vulpis et Ciconia. (*Phæd. I.* 26.)
- — 16. Graculus ſuperbus et Pavo. (*Phæd. I.* 3.)
- — 18. Formica et Muſca. (*Phæd. IV.* 23.)
- — 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (*Phæd.* I. 10.)
- — 20. Muſtela et Homo. (*Phæd. I.* 22.)
- — 21. Rana rupta et Bos. (*Phæd. I.* 24.)
Lib. III. — 6. Lupus, Vulpis et Paſtor.
- — 12. Vipera et Lima. (*Phæd. IV.* 7.)
- — 18. Negotiator et Aſellus.
- — 19. Cervus et Boves. (*Phæd. II.* 8.)

Digitized by Google

Lib. IV. Fab. 13. Cornix ſitiens.
- — 14. Puer et Scorpius.
- — 18. Pulex et Camelus.
- — 21. Ovis et Cornix.

Ich ſehe wohl, was man zur Entſchuldigung des Nilant hier ſagen kann. Von dieſen 20 Fabeln, kann man ſagen, ſind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden; nehmlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieſes ſind eben dieſelben, welche, wie ſchon gedacht, ſelbſt in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil ſie alle ſchon bey ſeinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig ſo vorkommen, daß ſie gänzlich vernachläßiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in ſeinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls ſchon bey dem Anonymus geleſen hatten. Und was iſt dieſer Anonymus überhaupt viel anders, als ein ſchlechter verſtümmelter Romulus? Ja ich würde ſagen, er ſey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verſchiedene Fabeln enthielte, welche der vollſtändige aus vier Büchern beſtehende Romulus nicht hat. Dieſe ſind die 2, 6, 8, 19, 24, 25, 30, 31, 32, 34, 36, 53, 57, 58 und 67ſte; worunter die 2, 31, 32 und 57ſte, Fabeln des Phädrus ſind. Was ſich aus dieſen dem Anonymus eigenen Fabeln ſchlieſſen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen ſonſt wo bemerkten

Digitized by Google

merkten Grund eben derſelben Vermuthung beyzubringen Gelegenheit habe. Itzt beſtehe ich nur darauf, daß beſagter wenigen Fabeln ungeachtet, die ſich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beſte geweſen wäre, wenn uns **Nilant** dieſen ganzen Romulus, bloß mit einem Zuſatze derſelben vermehret, und, wie geſagt, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts bereichert, wiedergegeben hätte. Denn auf dieſe Weiſe hätten wir doch nun etwas Vollſtändiges, welches uns itzt fehlet, und um ſo mehr fehlet, je ſeltner der alte Ulmer Romulus ſich gemacht hat.

Schon **Nilant** mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn doch nur endlich in einem verſtümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darinn ausgeriſſen; und wenn er ſonach auch ſchon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Beſſere halte, ſo würde er es nicht gekonnt haben. — Dieſes bringt mich zu meinem zweyten Punkte, bey welchem die Hauptſache auf der nähern Kenntniß des alten Buches ſelbſt, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweiſen, daß **Rimicius** nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt; daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß **Rimicius** und **Romulus** zwey ganz verſchiedene Perſonen ſind, die Jahrhunderte auseinander gelebt haben, hat ſchon **Nilant** erwieſen, und ohne Mühe erweiſen können, da **Rimicius** das, wovon er ohnſtreitig

der

der Urheber iſt, einem Kardinale **Antonius Cerdanus** zugeeignet hat, der 1459 geſtorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handſchriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter ſind. Wer ſonſt **Rimicius** geweſen, und was es für Streitigkeiten über ſeinen Namen ſetzt, davon kann man den Kardinal **Quirini** in ſeiner Einleitung zu den Briefen des **Franciſcus Barbarus** (*), vornehmlich aber in ſeinem Schreiben an **Schelhornen** beym **Freytag**, (**), nachleſen. Mir kömmt es hier nicht ſowohl auf ſeine Perſon, als auf das an, was er wirklich geſchrieben, und was er nicht geſchrieben.

Rimicius hat das Leben des Aeſopus, und Fabeln des Aeſopus aus dem Griechiſchen überſetzt. Das iſt unwiderſprechlich, Ob er den Druck dieſer Ueberſetzung ſelbſt erlebt habe, getraue ich mir nicht zu ſagen; da, wie ſchon gemeldet, der Kardinal welchem er ſie zugeeignet, bereits 1459 geſtorben. Aber gedruckt wurde ſie doch; und zwar ſchon 1476 zu Mayland. **Fabricius** hat nur eine ſpätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini ſelbſt vor ſich gehabt, und in dem angeführten Briefe beſchrieben. Ich finde ſie in unſerer Bibliothek nicht; **Quirini** ſagt auch nicht, was ſie für Fabeln enthalte, als welches zu ſeiner Abſicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer ſogenannten Anacephalaeoſis totius operis, welche er ganz beybringt, würde allein mich dieſes Punktes wegen auſſer aller Ungewißheit ſetzen. **Rimicius** ſagt nehmlich: Quod vero longe plures (*fa-*

bulas)

(*) Diatr. præli. Part. I. cap. 4. §. 7.
(**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

bulas) Aeſopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in deſcribendo fabulas cum ſequatur ordinem Alphabeti, in his hæ deficiunt literæ &c. Und dieſer Umſtand von der alphabetiſchen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weiſe merklich iſt, würde, meyne ich, ſchon allein gnugſam beweiſen, daß es nicht dieſe ſind, ſondern daß es die gewöhnlichen griechiſchen Fabeln des Aeſopus ſeyn müſſen, ſo wie wir ſie itzt haben: wenn mich auch nicht der Augenſchein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es iſt mehr als eine ſpätere Ausgabe von den Fabeln des Aeſopus vorhanden, worinn ſie vorkommen, die Rimicius überſetzt hat; und unter ſeinem Namen, mit ſeiner Vorrede vorkommen. Ich will ſtatt aller nur die Sammlung des **Dorpius** nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8 vor mir habe. In dieſem folgen die Fabeln des **Rimicius** unmittelbar auf die, welche **Laurentius Valla** ſchon vor ihm überſetzt hatte, und gehen von der 373ten bis auf die 472te. Es ſind deren alſo gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149. Aeſopiſchen Fabeln zu ſeyn glaubte, welche wir die **Plaundeiſchen** zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte ſo: die übrigen 148 Aeſopiſchen Fabeln hat **Nevelet** erſt 1610 zuerſt herausgegeben, und er nennt ſie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann alſo eine von denen unter den Fabeln des Rimicius ſich finden, die bereits 1476 ſollen gedruckt ſeyn, und die ich hier wirklich wenigſtens von 1587 vor mir habe? Allein ich ſahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig

zählte,

Digitized by Google

zählte, welche allein unter den Neveletſchen vorkommen. Das nunquam hactenus editæ des **Neveler**, muß alſo nur von dem Griechiſchen Texte gelten. Wenn es auch noch von dieſem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn **Rimicius** nicht der erſte war, der die griechiſchen Fabeln des Aeſopus durch ſeine Ueberſetzung in Europa bekannt machte; indem ihm nicht allein, wie ſchon berührt, **Laurentius Valla** mit einigen, ſondern auch **Omnibonus** (*), ohne Zweifel mit mehrern, darinn zuvorgekommen: ſo war er doch der erſte, wie es ſcheint, durch den ſie nach Deutſchland kamen. Nicht daß man in Deutſchland von gar keinen Aeſopiſchen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter deſſen Namen auch die elegieſchen Fabeln des Anonymus beym Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des **Avianus**, des **Cyrillus**, des **Adelfonſus**, und anderer. Nur die eigentlichen Aeſopiſchen Fabeln des Aeſopus, wie ſie, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſeinen Zeiten doch um ſo viel näher, wo nicht in ſeiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meiſten

(*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne. Ea Omniboni verſio, quam manuſcriptam habuit Naudæus teſte Labbeo Biblioth. nova MSS, vetuſtior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmenſi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chryſogoni Presbyterum Cardinalem, ita de ſuo labore loquatur, ut primus ipſe Aeſopum e Græcia in Latium convexiſſe videatur. *Diatribe Prælim. ad Fr. Barbari Epiſtolas. pag.* 108.

Digitized by Google

meiſten und glücklichſten Nachahmer gehabt, waren, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unſern Vätern völlig unbekannt, und kamen, ſo wie aus Griechenland nach Italien, alſo aus Italien nach Deutſchland.

Und, wie geſagt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zuerſt in der Ueberſetzung des Rimicius; aus welcher auch ſofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon ſich nichts ähnliches bey jenen barbariſchen Nacherzählern fand, ihnen beygefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein ſolch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches **Nevelet** vor ſich hatte, und welches in ſeiner Hand die Veranlaſſung zu den nachher ſo oft, und gleichwohl ſo ohne Grund, verwechſelten Namen des **Romulus** und **Rimicius** wurde. Soll ich kurz ſagen, wie es das wurde? Weil **Nevelet** ein junger Franzoſe war, der ganz gewiß kein Wort Deutſch verſtand; und viel zu ſtolz, viel zu voreilig war, als daß er ſich hätte lange erklären laſſen, was er nicht verſtand.

Nevelet ſagt, wie oben ſchon angeführt worden, daß dieſes alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt geweſen, und daß es die Fabeln des Aeſopus, des Avianus und ſeines Anonymus, lateiniſch und deutſch enthalten. An einer andern Stelle, nehmlich in den Noten über ſeinen Anonymus, bey der 21ſten Fabel, wo ſich in dem alten Werke ein zweytes Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er **Rimicius** heiſſe, welcher ſowohl die proſaiſche lateiniſche Ueberſetzung dieſer, als auch die

deutſche

deutſche Ueberſezung der nehmlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. **Rimicius**, ein Italiäner, eine deutſche Ueberſezung! . . . . .

Ich bin ſehr gewiß, daß ich ſchlechterdings das nehmliche Buch vor mir habe, welches **Neveler** vor ſich hatte; nicht bloß ein nur ähnliches, wie **Nilant**: und man ſoll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloſſen Herausgeber, wie **Nilant** meynte, mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch iſt in klein Folio; und mit dem Orte des Druckes hat es ſeine Richtigkeit. Es iſt zu Ulm, und zwar bey Johann Zeinern gedruckt. **Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Vlm**: ſtehet am Ende, ohne Jahrzahl. Doch wir wiſſen, daß **Johann Zeiner** zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr iſt, daß die erſte Ausgabe des Rimicius von 1476 iſt, ſo kann dieſes ſein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verſchiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt ſeyn. Näher iſt das Jahr des Druckes ſchwerlich zu beſtimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich ſie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bey den übrigen typographiſchen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten; weil ſie hier ohne Nutzen ſind, und ohnedem ſich ähnliche Zeinerſche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Innhalt, den ich, Stück vor Stück, mit aller Genauigkeit angeben will.

Digitized by Google

Nach dem erſten Blatte, auf welchem ein ziemlich groſſer Aeſopus in Holzſchnitt, mit allerley kleinen Beywerken zu ſehen, hebet das zweyte, ohne alle Aufſchrift, die ſich auf das Ganze bezöge, ſogleich mit den Worten an: Vita Eſopi fabulatoris clariſſimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendiſſimum patrem dñm Anthonium tituli ſancti Chryſogoni presbiterum Cardinalem. Aber anſtatt daß nunmehr wirklich dieſes Leben folgen ſollte, ſo folget vorher ein Vorbericht des deutſchen Ueberſetzers, wovon dieſes der Anfang iſt: „Das leben des „hochberümten fabeldichters Eſopi, uß krichi„ſcher zungen in latin, durch Rimicium gemacht, „an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium „des titels ſancti Chryſogoni prieſtern cardinaln, „und fürbas dasſelb leben Eſopi mit ſynen fabeln, „die etwan romulus von athenis ſynen ſun Thi„berio, uß krichiſcher zungen in latin gebracht, „hett geſendet, und mer ettlich der fabeln Aviani, „auch Doligami, Aldefonſy und ſchimpfreden „poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob „verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico ſtain„höwel ſchlecht und verſtentlich geturſchet nit „wort uß wort, ſondern ſin uß ſin, um merer „lûtrung wegen deß textes oft mit wenig zuge„legten oder abgebrochnen worten gezogen, ze „lob und ere dem Durchlûchtigiſten fürſten und „herren herren Sigmunden, hertzogen zu ôſter„rich, etliche ergetzlikait dar uß zu enpfahen, die „och nutzlich iſt, wa ſie verſtentlich werdent ge„leſen u. ſ. w. Iſt es nun wahr oder nicht, was ich geſagt

ſagt habe, daß **Neveleт** nur ein wenig Deutſch hätte verſtehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu erſparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weiſe vorgebauet iſt? Nichts kann deutlicher als der Inhalt; nichts ausdrücklicher als der Ueberſetzer angegeben ſeyn. Nicht ein Italiäner, nicht **Rimicius** iſt der Urheber dieſer deutſchen Ueberſetzung: ſondern **Heinrich Steinhöwel.** Nicht vom **Rimicius** wird geſagt, daß er die Fabeln des Aeſopus überſetzt habe: ſondern vom **Romulus.** Dem **Rimicius** wird lediglich nichts zugeſchrieben, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus.

Was indeß **Neveleт** aus dieſem deutſchen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche ſelbſt nicht lernen? Er muß nicht die geringſte Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht ſogleich das Leben des Aeſopus, ſondern zuvor noch eine kurze deutſche Anweiſung, was und wie vielerley die Fabel ſey. Und ſodann das Leben: erſt lateiniſch; hernach deutſch. Es iſt kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuſchreibt; nur von vorne herein, und vielleicht auch an andern Stellen, um etwas verkürzt. Der lateiniſche Text läuft hinter einander fort: der deutſche aber iſt, bey den darinn vorkommenden Hiſtörchen und Mährchen, durch Holzſchnitte reichlich unterbrochen. Beide ſind mit dem ſechzigſten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln ſelbſt: und zwar vors erſte die vier Bücher der alten vorlängſt bekannten Fabeln des Aeſopus

Digitized by Google

ſopus, vom Romulus überſetzt: die nehmlichen, wie ſie angezeigtermaaſſen der Codex Divionenſis enthält. Und auch nur hier hätte **Neveler** in der Vorrede des erſten Buchs leſen dürfen: Ego Romulus tranſtuli de græco ſermone in latinum; um jedem das Seine zuzueignen. Was ſonſt an dieſen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig iſt, iſt dieſes: daß ihnen, auſſer der deutſchen Ueberſetzung des **Steinhöwel**, auch die elegieſchen Fabeln des alten Anonymus, ſo weit ſie reichen, untergeordnet ſind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob ſie ſchon überhaupt, aus den proſaiſchen Fabeln des **Romulus** genommen und entſtanden zu ſeyn, die offenbarſten Spuren haben. Denn es ſey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: ſo iſt doch das, daß dieſer Anonymus nichts als der verſificirte Romulus urſprünglich ſey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bey beiden die nehmliche iſt, ſondern auch aus der Uebereinſtimmung der Fabeln ſelbſt, und beſonders aus dem Vorberichte der 21ſten. Denn warum hat dieſe 21ſte Fabel bey dem Anonymus anders einen beſondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil ſie die erſte des zweyten Buches bey dem Romulus war, und an ſo eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher iſt es denn auch gekommen, daß, wie ich ſchon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und ſowohl in Manuſcripten, als in gedruckten Büchern des erſtern elegieſche Fabeln, den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern voritzt nur die alte Ausgabe zu

Deventer, unter dem Titel Eſopus moraliſatus, nennen; wovon ich einen Abdruck, ſowohl von 1490 als von 1502, vor mir habe. Von dieſer Ausgabe war Chriſt ungewiß, ob ſie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er ſie nicht geſehen (*). Sie enthält weder den einen, noch den andern: ſondern den Anonymus; das iſt, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den verſificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleiſe komme. Romulus mit ſeinem Verſificator, gehet in unſerm alten Buche von dem 60ſten Blatte bis auf das 147ſte; wo es zu Ende deſſelben heißt: Finis quarti libri Eſopi viri ingenioſi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte ſunt, quarum plurime ſequuntur, ut in proceſſu videbitur. Und hieraus ſehen wir, was man den eigentlichen Aeſopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus; höchſtens noch den elegieſchen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Urſache wiſſen. Was man ſonſt von Aeſopiſchen Fabeln hier und da zerſtreuet fand, fügte man allenfalls dem Aeſopus bey; ließ es aber dahin geſtellet ſeyn, ob ſie dem Aeſopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die älteſten von dieſer Art folgen nun, vom 147ſten Blatte bis zum 187ſten, an der Zahl ſiebzehn; ebenfalls lateiniſch und deutſch. Nach der 17ten ſtehen die Worte: Finite ſunt extravagantes antique, aſcripte eſopo, neſcio

(*) Pſeudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriæ editus proditur a c. n. 1490 hoc elegantiæ magiſtralis titulo, *Aeſopus moraliſatus cum bono comento*, mihi quidem adhuc incompertum eſt. *Prol. de Phædro. p.* 57.

ſcio ſi vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzuviel Grund. Denn unter den ſiebzehn ſind kaum zwey oder drey, die mit ſonſt bekannten Fabeln des Aeſopus etwas ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein ſonſt nirgends dem Aeſopus beygelegt, ſondern ſind auch, welches die Hauptſache iſt, ſo wenig in dem Geſchmacke des Aeſopus, von ſo abentheuerlicher gothiſcher Erfindung, daß ſie auch nicht einmal Aeſopiſch heiſſen können; geſchweige daß ſie von dem Aeſopus ſelbſt ſeyn ſollten. Ich will damit nicht ſagen, daß ihnen alle Anmuth abgehet: ſondern nur, daß ſie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechiſchen Erfindungen gewohnt iſt. Sie ſtechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechiſchen, und zwar vom **Rimicius** überſetzt ſind.

Denn, wie ich ſchon geſagt habe, kurz vorher, als **Zeiner** dieſes Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Ueberſetzung des **Rimicius** von dem Leben und hundert Fabeln des Aeſopus, zu Mayland gedruckt worden. Da ſie nun auch dieſſeits den Alpen bekannt wurde, und nicht allein das Leben des Aeſopus etwas ganz neues war, ſondern ſich auch unter den hundert Fabeln verſchiedene befanden, die eben dieſen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man ſowohl mit dieſen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutſchland zu vermehren eilte? Nicht, meyne ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meiſten ſchon bekannt waren, und in der alten Ueberſetzung des Romulus geleſen wurden? Sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die **Romulus** nicht hatte. Was ich da ſa-

ge, iſt keine bloſſe Vermuthung; ſondern gerade eben das, was Zeiner, oder Stainhöwel, oder wer ſonſt unſere Ulmer Ausgabe beſorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange ſothaner Fabeln des Rimicius, Sequuntur alique eſopi fabule nove translationis rimicy: ſondern auch, noch beſtimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Eſopi a rimitio nove translationis fabularum eſopi grecarum auctore extracte: que a romulo in ſuis quatuor liberis non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Iſt es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehöret? Iſt es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann geweſen ſeyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Perſon geſprochen? Wird auf ſeine Ueberſetzung, die ſo bedeutend die neue heißt, nicht gnugſam als auf ein beſonders Werk gewieſen, das von dem gegenwärtigen völlig unterſchieden? aus welchem ſich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daſelbſt bey Zeinern ein Fabelbuch zu beſorgen, in welchem er aus ſeiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug mache?

Noch dazu einen ſehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als ſiebzehn Platz gefunden. Nehmlich die 2, 3, 5, 7, 10, 15, 18, 21, 40, 43, 53, 68, 70, 74 90, 97 und 100ſte, nach der Ordnung des Rimicius; welches in der Samm-

lung

zung des **Dorpius** die 374, 375, 377, 379, 382, 387, 390, 393, 412, 415, 425, 440, 442, 446, 462, 469 und 472ſte ſind. Es iſt keine darunter, welche wir nicht vorlängſt Griechiſch hätten; ſo wie ſich auch unter den andern zurückgebliebenen **drey und achtzig** keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Ueberſetzungen aus dieſem vorhandenen Griechiſchen ſind; daß **Rimicius** nicht bloß, wie **Romulus**, vorgegeben, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, in der That aber alte lateiniſche vercificirt vorhandene Fabeln in Proſa aufgelöſet habe, welches ſich unter andern **Cannegieter** von ihm eingebildet (*): davon hat mich die angeſtellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unſerm üblichen Texte, wie wir dieſen Theils nach dem **Aldus** beybehalten, Theils von dem **Nevelet** überkommen haben, gleichwohl abgehet; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet,

 das

(*) Certe ut ipſe Perottus verſus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in ſermonem prorſum convertezunt. Inter quos eſt Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus. *Diſſert. de ætate et ſtilo Flavii Aviani, cap.* 15. Unter dieſe gehört **Rimicius** ſchlechterdings nicht. Er iſt wahrer Ueberſetzer aus einer Sprache in die andere: nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch **Cannegieter** noch den Rimicius für den Romulus genommen; ohngeachtet desjenigen, was er deßfalls vom **Nilant** bereits konnte gelernet haben, und was er aus eben derſelben Quelle, die **Nilant** gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerkſamkeit auch noch beſſer hätte wiſſen können.

Digitized by Google

das beweiſet nur, daß er nicht völlig den nehmlichen Text, ſondern einen vor ſich gehabt, der dann und wann noch wohl beſſer war (**). Seine Latinität ſelbſt bewahrt ihn aber auch ſchon vor dieſem Argwohne; denn ich will den ſehen, der aus ſeinen Worten nur einen einzigen Vers zuſammenſtoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Reſt des alten Ulmer Drucks mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch ent=

(**) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verſchiedenen Handſchriften noch geben müſſe, hat man immer gemuthmaſſet. Beſonders in ſolchen Handſchriften, welche für älter zu erkennen, als **Planudes**, dem man den gewöhnlichen Text zuzuſchreiben pflegt. Eine ſolche Handſchrift fand **Montfaucon** in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr ſowohl das Leben als die Fabeln des Aeſopus, aufs neue heraus zu geben. Aber es iſt unterblieben. Eine ſolche Handſchrift findet ſich auch in Deutſchland, in der Bibliothek der Stadt Augſpurg, auf die ſchon ſeit 1741 **Jo. Michael Heuſinger** die Gelehrten aufmerkſam gemacht haben ſollte. Sein Zeugniß und ſeine Verſicherung, hätte ich gemeynet, müßte dieſen Schatz an das Licht zu bringen, ohnfehlbar veranlaſſen. Aber auch das iſt nicht geſchehen. Vielleicht weil es ſich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt ſich ihrer recht ſehr; wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich ſo glücklich geweſen, eine Abſchrift von beſagtem Augſpurgiſchen Codex zu erhalten, aus der ich ſehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Dieſe Abſchrift iſt von der Hand der Madame **Reiske**, die ſich damit um die Griechiſche Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame **Dacier** mit allen franzöſiſchen Ueberſetzungen, wenn man künftig einmal den Aeſop einzig ſo leſen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie geleſen hätte.

Digitized by Google

enthält, ſiebzehn Fabeln des Avianus, und drey und zwanzig Fabeln oder vielmehr Hiſtörchen aus dem Adelfonſus, Deligamus und Poggius, insgeſamt mit deutſchen Ueberſetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Unterſuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um dieſe nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handſchrift, die ſchon **Gudius** für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des **Romulus** enthält, und zwar die nehmlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieſer Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom **Rimicius** beſorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man ſeine Ueberſetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aeſopus darinn aufgenommen: ſo iſt es ja wohl nunmehr ſo ausgemacht, als nur immer etwas dieſer Art ausgemacht ſeyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwey ganz verſchiedne Perſonen ſind, ſondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringſte Hand gelegt, wenigſtens zuverläßig nicht an den Romulus, mit welchem ihn **Neveler** ganz verwechſelte, oder für deſſen Herausgeber ihn **Nilant** angenommen. Eines iſt eben ſo falſch als das andere: und ich muß es nochmals und nochmals wiederhohlen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwiſſenden Leichtſinn eines jungen Franzoſen, der einem Buche, das er weder kannte, noch ſich die Mühe nehmen wollte, kennen zu lernen, den erſten den beſten Namen beylegte, der ihm darinn aufſtieß.

Warum aber **Nilant** nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig geſagt,

 dieſes

dieſes die Urſache, daß er das alte Buch des Neveler hatte, und auch nicht hatte. Dieſes muß ich noch erklären.

Wie Neveler ſchon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken laſſen, ſo iſt das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutſchen Ueberſetzung verſehen, welche nicht, wie es itzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber ſtehet, ſondern ſtückweiſe, Fabel nach Fabel, eingeſchaltet iſt. Nun ſind bey ſo einem Buche, das Grundſprache und Ueberſetzung enthält, noch zwey Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlaſſen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches ſelbſt überzeugt iſt. Er kann, auſſer beiden zuſammen, die Grundſprache allein; er kann die Ueberſetzung allein abdrucken laſſen und verkauffen: ſo hat er drey Bücher ſtatt Einem.

Daß dieſes nun hier **Johann Zeiner** auch wirklich gethan, weiß ich Theils ganz gewiß, Theils kann ich es mit aller Zuverläßigkeit ſchlieſſen.

Daß er die Ueberſetzung allein drucken laſſen, weiß ich gewiß: denn ich habe ſie vor mir. Sie iſt ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter ſtark, ohne das Regiſter **Uber die gemeinen puncten der materi diß buchlis.** Unter den **gemeinen Punkten**, werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verſtanden: und dieſes Regiſter findet ſich auch bey jener Hauptausgabe, und nur deutſch. Der Holzſchnitt mit dem Aeſopus fängt auch hier an; aber anſtatt daß hierauf dort nur die Aufſchrift der vom Rimicius überſetzten Lebensbeſchreibung des Aeſopus folgt, ſo folgt hier eine allgemeine Aufſchrift des

ganzen

ganzen Werkes. Nehmlich dieſe: **Hie hebt ſich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Eſopi auß kryegiſcher zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonſi. und ettlicher ſchimpffreden Pogii. auch die hiſtori Sigeſmunde der tochter des fürſten Tancredi. und des jünglings Gwiſtardi.** Ob nun aber gleich dieſe ganze Ueberſetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelſche iſt, wie ſie in jener doppelten Ausgabe zu leſen: ſo iſt doch dieſer Druck davon nicht der bloß zuſammengeſchobene Druck aus jener; ſondern es iſt ein ſpäterer Druck aus ſchlechtrer Schrift und auf ſchlechteres Papier, auch mit gröbern und ſtumpfern, obgleich in Anſehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzſchnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranſtaltet worden. Daß indeß vor ihm ſchon ein beſſerer vorhanden geweſen, urtheile ich daher, weil **Chriſt** einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier ſo gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferſche Arbeit zu Maynz halten dürfen. Dieſes war ohn Zweifel der erſte Zeinerſche, wie er mit Weglaſſung des Lateiniſchen, auf das nehmliche Papier zuſammengerückt und nachgeſchoſſen worden. **Chriſt** ſelbſt kannte ſonach den Lateiniſchen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn ſonſt gewiß bey ſeinen und nicht ſeinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, ſich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geſchichte der **Sigismunde** anbelangend, welche, der Aufſchrift nach, der einzeln Ueberſetzung beygefügt ſeyn ſoll: ſo finde ich ſie in unſerm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich ſie hinter

der

der lateiniſchdeutſchen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derſelben; ſondern nur augenſcheinlich aus eben der Schrift und auf eben ſolches Papier, folglich bey eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Ueberſetzung aus dem Boccaz iſt, die ebenfalls **Steinhöweln** zum Verfaſſer hat.

So wie nun dieſe eine Hälfte ganz gewiß beſonders abgedruckt worden, ſo wird es höchſt wahrſcheinlicher Weiſe auch mit der andern geſchehen ſeyn. Denn eben ein Exemplar des bloſſen lateiniſchen Textes war es ohnſtreitig, was **Nilant** von **Burmannen** geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletſchen Buches an deſſen Statt ſicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darinn, was **Nevelet** angegeben; auſſer der deutſchen Ueberſetzung. Da es aber ſehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: ſo konnte **Nilant** für ſein Theil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts zuverläßiges wiſſen; welches denn vielleicht mit Urſache war, daß er noch immer einem Italiäner ſo viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er ſelbſt einige eingeſtreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in dieſem ſeinem bloß lateiniſchen Drucke anders las, als ſie in dem lateiniſchdeutſchen zu leſen ſind. So las er unter andern, zum Schluſſe der ſiebzehn Fabeln nach der Ueberſetzung des **Rimicius**, dort die Worte: Regiſtrum fabularum prediĉtarum Eſopi quas Rimicius tranſlulit; welche hier, angeführtermaaſſen, ganz anders lauten, und ſo lauten, daß er ſie ſelbſt ſicherlich nicht von dem Herausgeber würde verſtanden haben. Aus dieſen veränderten Schlußformeln iſt aber denn wiederum klar,

daß

daſs auch der ganz lateiniſche Druck nicht unmittelbar aus unſerer urſprünglichen lateiniſchdeutſchen Ausgabe durch die bloſſe Zuſammenrückung genommen, ſondern nachher aufs neue aus ihr abgeſetzet worden. So zerriſſen und verſtümmelt indeſs das Burmanniſche Exemplar davon auch geweſen: ſo eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik geſpielet. Denn nicht allein hat es **Nilant** zu ſeinem Romulus gebraucht; ſondern auch **Cannegieter** zum **Avianus**, von dem es ebenfalls viele Jahre ſpäter hieſs, daſs er nun erſt im Drucke erſcheine, nachdem ein groſſer Theil von ihm vorlängſt ſchon dort mit abgedruckt geweſen. Ich ſchlieſſe daraus auf den um ſo viel gröſſern Werth unſeres originalen und ſo vollſtändig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen laſſen, ſo viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigen auf den Romulus wieder zurück; um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, was denn nun dieſe ganze Unterſuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuſerey wiſſen, oder ob wir ſie nicht wiſſen, daſs Romulus Romulus geweſen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daſs ich nicht ſo ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten; als eine magere Kuh für ſich, und als eine magere Kuh, nachdem ſie eine fette verſchlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will ſagen, man kann in ihm entweder den bloſſen Romulus, einen bloſſen Schriftſteller des eiſernen Zeitalters, oder die verſchmolzenen

Trüm-

Trümmer eines Schriftſtellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er ſonſt geheiſſen, ſehen und finden wollen. In dem einen Falle ſowohl als in dem andern, iſt vor allen Dingen nöthig zu wiſſen, wo er in ſeiner möglichſten Lauterkeit noch anzutreffen. Beſonders wenn er einmal da iſt; wenn ihn die Gelehrten in einer ſchlechtern Geſtalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum ſoll man ihn nicht in ſeiner beſſern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr iſt, was **Burmann** ſagt, daß nach dem **Gudius** ſich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe, als **Nilant**, eben durch die Ausgabe ſeines **Romulus**, und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieſes Verdienſt wenigſtens zu theilen? (*) Sollte es ſich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem **Nilant** mit ſo vielem Danke in der Verſtümmelung angenommen, in ſeiner Vollſtändigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuſcripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben ſich, wie es ſcheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn ſie noch irgendwo vorhanden wären, ſo würden ſie ſich damals, als **Chriſt** ihr Daſeyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meyne, in Frankreich, wo ſie wahrſcheinlicher Weiſe ſtecken müßten, und

(*) *Jo. Fr. Nilantius*, cujus ego induſtriam et laborem antiquis fabulis impenſum, qui poſt Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiæ præferre non dubito, utiliſſimo inſtituto in unum Faſciculum conjeciſſe fabulas Aeſopias, ſive e Rimicio, ſive e Romulo, ſive a quocumque elaboratas. *l. c. ſ.*

und wo Chriſts Widerſpruch genugſam bekannt geworden, würde ſich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Worten angezeigt hätte, wo die augenſcheinliche Widerlegung des deutſchen Profeſſors zu finden ſey. In ihrer bis itzt noch völligen Ermanglung alſo, können und müſſen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handſchriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis itzt noch jede kühnere Muthmaſſung über den Text des Phädrus geprüfet, und zu Folge dieſer Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine ſolche Ausgabe einmal, ſtatt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nehmlich mit ihnen, ſo wie ſie in der Handſchrift von **Dijon**, und in dem alten **Ulmer** Drucke, weit vollſtändiger und weit beſſer als bey dem **Nilant**, enthalten ſind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schluſſe noch mittheile, wird es mit Einem Blicke überſehn laſſen, daß die Sache nichts weniger als überflüßig, oder wohl gar ſchon ſo gut als geſchehen ſey. In der erſten Reihe ſtehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuſcripte; welches, die wenigen angegebenen Verſchiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe iſt. In der zweyten Reihe ſind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entſprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; ſowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche **Burmann** daraus wieder herzuſtellen verſucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieſer Reihe ausfällt,

iſt

iſt für den aufbehalten, der einen ähnlichen Verſuch wagen will. In der dritten Reihe ſieht man, wie ſich der Romulus des **Nilant** zu dem alten vollſtändigen Romulus verhält; welche Fabeln deſſelben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhohle hier nochmals, daß dieſer Anonymus ſelbſt nichts anders als ein Romulus geweſen, indem er nicht bloß größten Theils die nehmlichen Fabeln, ſondern auch dieſe nehmlichen Fabeln, mit den nehmlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateiniſcher als Romulus, erzehlet. Verſchiedene von den Fabeln des Romulus, wird man ſehen, fallen in allen drey Reihen weg; und das ſind denn die, welche das Manuſcript, oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben ſo gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionenſis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1 - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2 - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6.	3 - - -	
- - - 4. -		4 - - -	
- - - 5. -	I. 4. - - -	5 - - -	
- - - 6. -	I. 5. - - -	6 - - -	
- - - 7. -	I. 6. - - -	7 - - -	
- - - 8. -	I. 8. - - -	8 - - -	
- - - 9. -	I. 19. - -	9 - - -	
- - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
- - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10 - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12 - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13 - - -	

Romulus Divionenſis.	Phæder.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 15. -	I. 21. - -	14 - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15 - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16 - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17 - - -	
⁂			
Libr. II. 1. -	I. 2. - - -	18 - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19 - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20 - - -	
- - - 4. -	- - - - -	21 - - -	
- - - 5. -	IV. 22. - -	22 - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23 - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62
- - - 8. -	I. 28. - -	11 - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24 - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63
- - - 15. -	I. 7. - - -		
- - - 16. -	I. 3. - - -	— - - -	26
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
⁂			
Lib. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - - -	31. - - -	

Digitized by Google

Romulus Divionenſis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 11. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - - -	— - - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
***			
Lib. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - - -	
- - - 6. -	- - - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 14. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 15. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 16. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - - -	55.

Wenn ich nächſtens einmal ein anderes Manuſcript bekannt mache, auf das **Gudius** ebenfalls ſich in ſeinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich dieſe nehmliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch dieſe Tafeln auf eine beſondere Art beſtärket wird.

III. Von

III.

Von dem Schickard=Marchtalerſchen Tarich Beni Adam.

Digitized by Google

Wie ich faſt immer in unſrer Bibliothek fand, was ich ſuchte: ſo fand ich auch oft, was ich nicht ſuchte, und was ich mir nimmermehr hätte einfallen laſſen, in ihr zu ſuchen. Hiervon ein Beyſpiel, mit deſſen Bekanntmachung ich Dank zu verdienen hoffe.

Aus der Aufſchrift werden diejenigen meiner Leſer, welche die Geſchichte des Orients etwas näher kennen, leicht errathen, daß ich von dem Türkiſchen Manuſcripte reden will, aus welchem **Wilhelm Schickard** ſeine Series Regum Perſiæ ab *Ardſchir - Babekan* usque ad *Iazdigerdem* a Caliphis expulſum, herausgegeben. Das Buch des Schickard iſt zu Tübingen 1628 in Quart gedruckt, und hat ſich ſchon längſt höchſt ſelten gemacht (*). Die engliſchen Verfaſſer der allgemeinen Weltgeſchichte preiſen es ſehr an; und wer es nicht ſelbſt geſehen, wird es vielleicht aus dieſer Anpreiſung kennen (**).

Die Quelle nun dieſes nützlichen Werkes, aus welcher **Schickard** noch lange nicht alle das Gute geſchöpft, was ſich daraus ſchöpfen läßt, iſt ſie noch vorhanden? und wo iſt ſie vorhanden? Wo ſoll der Gelehrte ſie ſuchen, den der Durſt nach ihr triebe? Eben da, wo ſie ehedem war? oder wo ſonſt?

Wir wiſſen aus dem Schickardſchen Buche, daß dieſe Quelle ein ungeheures Türkiſches Stammregiſter war, in

(*) Dieſe Seltenheit bezeugt die Biblioth. Salth. n. 645.

(**) Im IX Theile der deut. Ueberſ. S. 654. in der Anmerk.

in Form einer Rolle, welches **Veit Marchtaler**, ein Rathsherr zu Ulm, in Ungarn ehedem, nehmlich 1592, als **Fülleck** den Türken wieder abgenommen wurde, bey Plünderung einer Moſchee, erbeutet hatte. **Marchtaler** war lange um einen Mann verlegen geweſen, der ihm das Verſtändniß über dieſe ſeine Beute näher eröffnen, und wenn es ſich der Mühe lohne, einen gemeinnützigen Gebrauch davon machen könne: als er, fünf und dreyßig Jahre darauf, an **Schickarden** damit kam, welcher Profeſſor der Orientaliſchen Sprachen zu Tübingen war.

Schickard konnte Arabiſch genug, um ein Türkiſches Manuſcript von dieſer Art ſo eben zu leſen. Er fand, daß es eine Genealogie der Othmanniſchen Kayſer ſey, die durch alle die berühmteſten Geſchlechter des Orients bis auf den Adam hinaufgeführet worden; und glaubte in dieſer ununterbrochenen Folge beſonders ſiebzehn Hauptfamilien zu unterſcheiden, die ich hier nöthig finde, mit ſeinen eignen Worten anzuführen. Autographum illud mea diviſione *ſeptendecim* continet *familias*, quorum nudiſſimas in hoc veſtibulo ſummas enarrabo. — 1. Prima eſt, *Antediluvianorum*, a parente generis humani Adamo usque ad ejus reparatorem Noam. 2. Altera *Patriarcharum*, a Semo ad Moſen uſque. Et hæ ambæ cum Bibliis noſtris (quod in Ethnico mireris) non male congruunt. 3. Tertia Regum *Adſarbiganiæ*, qui Aſſyriacam poſtea Monarchiam pepererunt, inde a Kajomaratho (quem parum abeſt, ut Nimrodum eſſe credam) ad Zabum usque, qui omnino Sardanapalus videtur: quamvis intermedia ſerie, aqua mihi crebro hæreat, ob hiſtoriæ

hiſtoriæ defectum, ex tanta vetuſtate. 4. Quarta *Perſarum priſcorum*, qui etiam Græcis innotuerunt, quanquam aliis plerumque nominibus indigitentur; ubi ſimiliter non omnia ſunt ſana. 5. Quinta *Salvatoris* noſtri, ab Abrahamo, per Davidem, ad Ieſum virginis Mariæ filium: cui tamen alieni quidam immiſcentur, ut infra prolixe docui. 6. Sexta *Regum Perſiæ poſteriorum*, ab Ardſchiro ad Iazdigerdem; quos ex profeſſo nunc recenſeo, iisque finio librum præſentem. Quæ vero deinceps conſequuntur, ſunt hæ duodecim: ſcilicet. 7. Septima *Muhammedis* et agnatorum, qui genus hic palam ducunt a Keidar Ismaëlis filio: tantum abeſt ut ex Hagar ancilla ſe natos eſſe negent, quod imperiti quidam tradidere. Habetque Pſeudopropheta inter proximos avos Cudaium, Abdomenaphum, Haſchimum, et Abdolmutalibum, ſat celebres Arabiæ reges: e quorum poſtremo, per filium Abytalib, etiam Haly nepos deſcendit, Muhammedi patruelis, ut omnino errent, qui ex obſcuris parentibus natum dicunt. 8. Octava *Ommiadum*, e quibus nobis etiam oritur ipſe Othmanus Calipha, ſecus quam exiſtimat vulgo. 9. Nona, Pontificum *Abbaſidarum* catena, quæ in libro Iuchaſin fol. 152. XXXV articulis conſtare dicitur, et ibidem ad Muſtaëzimum usque deducitur, nobis hic ideo pauciores habet, quia poſtremi ſolo titulo Domini erant, ſine tamen jurisdictione: unde non domo tantum ſe continebant, in publico, extra ſolennitatem Ramadhan haud viſi, ſed et manibus ipſi ſuis aliquid laborabant, ex voto ſibi voluntarie indicto, ut ſolitudinis ac longi temporis tædia fallerent; quod R. Benjamin de ſui ævi Ca-

lipha Moſtazio teſtatur, fol. 16. feciſſe Storeas, et ſigillo ſuo ſignatas, in foro publico vendi curaſſe, magnatibus aulæ ſuæ, adeo nempe degenerarunt a priſtino ſplendore. 10. Decima *Samanæorum*, qui gubernacula tenuerunt in regione Maor-annahar ſive trans Oxiana: deducti a Samano gentis authore, usque ad Abul-charith filium Nuchi, quem Chan-Ilech Rex Turkeſtaniæ, capta metropoli Buchara, exoculavit. 11. Undecima *Puianorum*, qui e Iazdigerdis Perſæ ſeris nepotibus enati, Bugdadenſe imperium arripuerunt, et per annos fere 130 obtinuerunt continue, aſſumptis Addolæ (*) cognomentis et avita regni gloria, poſtliminio quaſi reducta. 12. Duodecima *Sebutakinorum*, Indicæ originis, puta Mahmudi, Maſudi, Abuſaidi &c. qui Balchæ ſedem figentes, Choraſan divexarunt, atque cum ſequentibus Salgukiis multa geſſerunt bella. 13. *Chowarazmiorum*, Abu-ſchogæ, Abu-mutaphari, Abul-phatachi et ſucceſſorum. 14. *Salgukiorum*, inter quos clariores erant Togrulbek, Albarſelan, Melich-ſchach et Suleiman, quorum notitia etiam ad Latinos pervenit, ſed obſcura, et nominibus corruptiſſimis. 15. *Mabanenſium*, in Turkeſtan, inde a Bulchaſcho Iapeti filio, usque ad Ertogrul Othmanni parentem, quorum plurimos etiam habet Iuchaſin, ſed non omnes, ut vix uſpiam alibi adeo diligenter conſignatos exiſtimem, ne in Arabum quidam libris. 16. *Ginkizæorum* Tatariæ Principum: ut Okotai, Tuli, Halacho, Abakai &c. omnium quos volumen iſtud habet, meo judicio, potentiſſimi, qui velut

(*) So iſt dieſes Wort beym Schickard gedruckt, muß aber ohne Zweifel Abdallæ heiſſen.

Digitized by Google

velut inundatione univerſam fere Aſiam ſubmerſerunt. Denique 17. *Othmanidarum*, Turciæ Sultanorum, ſed usque ad Moradem f. Selimi tantum, cujus tempore hoc Exemplar deſcriptum fuit. —

Wie man in dieſer Stelle am geſchwindeſten den ganzen Innhalt des Manuſcripts überſehen kann: ſo läßt ſich auch nach ihr am kürzeſten anzeigen, wie weit **Schickard** es genützet hat, und was und wie viel er eines andern Fleiſſe noch darinn übrig gelaſſen.

Da **Schickard** nicht eine bloſſe kahle Ueberſetzung davon zu liefern, ſondern vielmehr einen Commentar darüber zu ſchreiben ſich entſchloß, in welchem er dieſe urſprünglich morgenländiſchen Nachrichten mit denen vergleichen wollte, die uns von den Griechen und Römern, oder auch dem und jenem Rabbinen, überliefert worden: ſo fand er, daß es nicht wohl möglich ſey, auf einmal damit an das Licht zu treten. Er wollte alſo vors erſte mit einem einzeln Stücke den Verſuch machen, und hatte ſich dazu, nach ſeiner Eintheilung den ſechzehnten Abſchnitt, das iſt, den **Jenghiz Khan** und ſeine Nachfolger, erſehen. Conſtitui quidem primo, ſind ſeine Worte, eam Genealogiæ partem publicare, quam gratiorem Lectori futuram credidi, nempe *Tataricam Ginkis-chani*, quod illa non tantum reliquis multo ſit ignotior, ſed et ob ejus Imperii magnitudinem, ſcitu omnino digniſſima. Et in hunc uſum jam omnia præparaveram, conquiſitis undique authorum teſtimoniis, Hebræorum primo, qui meæ Profeſſionis proprii ſunt, deinceps Græci Pachymerii τῦ ἀνεκδότυ, cujus exemplar pridem ex Auguſtana Bibliotheca deſcriptum, benevole communicarat mecum

V. CL. Dn. Matthias Berneggerus, Prof. Argent. unde multa eruderavi, quæ publice nondum, innotuiſſe ſcio.

Allein ich weiß nicht, welcher ungebetene Freund dem guten **Schickard** in den Kopf ſetzte, daß es ganz unſchicklich ſeyn würde, wenn er ſein Klöckchen eher zwölfe als zwey ſchlagen lieſſe, wie er ſich ſehr artig auszudrücken beliebte; das iſt, wem er aller Zeitordnung zuwider die Tatariſchen Regenten, die in der Geſchlechtstafel die letzten ohne einem wären, zu allererſt vor ſo vielen älterern beſchreiben wollte. Er beſann ſich alſo, ob er ſchon mit dem Drucke bereits wirklich einen Anfang hatte machen laſſen, noch geſchwind eines andern, und gab uns, anſtatt jener in Europa der Zeit noch ſo völlig unbekannten Sieger, das, was wir auf dem Titel ſeines Buchs angezeigt finden, und bey weitem ſo unbekannt nicht war: ich meyne, die Perſiſchen Könige der vierten Dynaſtie; das iſt, diejenigen, welche auf die Arſaciden, oder Parthiſchen Beherrſcher Perſiens folgten, bis die Saracenen dieſem Reiche ein Ende machten. Denn das Verzeichniß derſelben, wie er es hier mittheilte, iſt nur wenig von dem unterſchieden, welches **Teixeira** bereits aus dem **Mirkond** bekannt gemacht hatte.

Indeß war auch das nicht zu verachten; und da **Schickard** auſſer dieſem ſechſten Abſchnitte jener ſiebzehn, auf den er ſich umſtändlich einließ, auch die vorhergehenden fünfe mitnahm, und überall eine Menge Dinge beybrachte, die damals noch den ganzen Werth der Neuheit hatten: ſo war es wenigſtens ein Anfang, der alle mögliche Aufmunterung verdiente. Auch den ſiebenten Abſchnitt

ſchnitt wollte er damals gleich mit liefern: warum dieſer aber zurück bleiben mußte, verdienet, daß wir es von ihm ſelbſt vernehmen. Libuiſſet quidem hac vice provehi ulterius, et ſeptimum Genealogiæ membrum attexere, quod Pſeudoprophetæ natales contineat, multis utique memorabilibus refertos: at incremento libelli obſtitit Vidua Typographi, ob cauſas domi notas, dum ad inſtantes nundinas, hoc tantum breve ſpecimen præmittere deſtinavit, ſciſcitatum an ſit emptores repertu-rum? Nam quæ me quidem melius ſperare juſſit materiæ peregrinitas, ea ipſam facit meticuloſam: cum experimentis didicerit, ruſtica Kalendaria vendi multo numeroſius, quam ipſas Ephemerides, unde illa deſumuntur.

Die weiſe Frau Verlegerinn! — Aber warum über ſie ſpotten? Hat ſie nicht recht gehabt? — So ſcheinet es wenigſtens. Denn ſie hat es gar fein bey dieſem Verſuche gelaſſen. Es war 1628, als er, wie geſagt, erſchien: und **Schickard** ſtarb erſt ganzer ſieben Jahr nachher. Was hätte ihn abhalten können, wo nicht alle übrige eilf Abſchnitte, wenigſtens doch jene zwey nachzuſenden, die er ſchon ſo gut als völlig ausgearbeitet haben mußte: wenn es nicht die Frau Verlegerinn geweſen wäre? die ſich ohne Zweifel für die Ehre bedankte, eine großmüthige Beförderinn der Morgenländiſchen Hiſtorie zu heiſſen, und zu darben.

Nicht anders: **Marchtaler** und **Schickard** hatten den beſten Willen vergebens. Durch den Kaltſinn ihrer Zeitverwandten iſt von des erſtern Handſchrift, und von des leztern Arbeit darüber, nie mehr zum Vorſchein gekom-

gekommen, als jene Series Regum Perſiæ; worunter ſicherlich Deutſchlands Ehre noch weit mehr gelitten, als die Geſchichtskunde. Denn es ſey auch, daß wir das, was uns **Schickard** damals nicht anders als noch mit vielerley Mängeln geben konnte, nachher von andern vollſtändiger und beſſer erhalten haben: ſo waren doch dieſe andern lauter Franzoſen oder Engländer; und unſerm Vaterlande entging der Ruhm, auch hier die Bahn gebrochen zu haben.

Nur bey dem einzigen Abſchnitte ſtehen zu bleiben, deſſen uns Schickards Freund, durch ſeinen unzeitigen Rath, beraubte: wer wußte in Europa damals vom **Jenghiz Khan**, und ſeinen Nachfolgern? Einige alte Reiſebeſchreiber hatten ihrer kaum erwähnt; und **Schickard** war in Europa ſchlechterdings der erſte, der uns aus morgenländiſchen Quellen etwas von ihnen melden konnte. **Pocok, Herbelot, de la Croix, Gaubil** hätten alle in ſeine Fußtapfen treten müſſen, die ſich ſo nun nicht träumen lieſſen, daß dieſes ihres Weges ſchon längſt ein Deutſcher gegangen wäre. —

Wohin die Papiere des **Schickard** nach ſeinem Tode gekommen, weiß ich nicht. Eben ſo wenig weiß ich, ob die Abſchrift, welche er, wie ich finde, von dem ganzen Türkiſchen Stammbaume genommen, noch irgendwo vorhanden. Aber, wie geſagt, weiß man doch auch nicht einmal, wie es mit dem Originale ſelbſt weiter gegangen, und ob und wo daſſelbe annoch anzutreffen? Die das meiſte von ihm zu wiſſen glauben könnten, dürften es gerade da ſuchen, wo es gewiß nicht anzutreffen.

March-

Digitized by Google

Marchtaler nehmlich, welcher für gut fand, das Schickardſche Werk in ſeinem Namen dem Kayſer Ferdinand dem I. zuzueignen, verſprach in der Zuſchrift, das Türkiſche Original in die Kayſerliche Bibliothek zu liefern, ſo bald als Schickard mit ſeiner Arbeit vollends zu Stande ſeyn würde, oder auch noch eher, im Fall es der Kayſer zu ſehen begierig ſeyn ſollte. Autographum ipſum, ſagt er, ſub Aquilæ ſignis partum, ad ejusdem Aquilæ alas remittam, in Auguſtali Bibliotheca reponendum: quod vel tunc fiet, cum cætera erunt expoſita Latine, vel nunc ſtatim facere paratus ſum, ſi Sa. Mts. Va. viſendi deſiderio ita juſſerit. Wer ſollte alſo nicht glauben, daß dieſes wirklich geſchehen? Wer ſollte ſich einbilden, daß ein Schatz, welcher der Kayſerlichen Bibliothek hier ſo feyerlich angetragen wird, irgendwo anders zu ſuchen ſeyn ſollte, als in ihr?

Und gleichwohl iſt er es. Denn mit einem Worte: nicht Wien, ſondern Wolfenbüttel beſitzt ihn, dieſen Schatz. Bey uns muß ihn der Gelehrte ſuchen, welcher Luſt und Kräfte hat, Schickards Arbeit zu berichtigen oder fortzuſetzen.

Ich bin gewiß, daß ich hiermit etwas anzeige, welches der Anzeige um ſo würdiger iſt, je unbekannter es ſchlechterdings geblieben. Wenn ſelbſt der Geſchichtſchreiber unſrer Bibliothek, **Burckhard**, etwas davon gewußt hat, ſo hat er doch nichts davon gemeldet. Und eben dieſes gilt von allen andern, die entweder von den Seltenheiten der berühmteſten Bibliotheken überhaupt, oder der unſrigen insbeſondere, mehr oder weniger gefliſſendlich, gehandelt haben. Als neuerer Zeit noch **Baumgarten**

den

Digitized by Google

den groſſen Verluſt beklagte, den die Geſchichtskunde dar- unter gelitten, „daß die in der Aufſchrift und Vorrede des Schickardſchen Werks gemachte Hoffnung zur ähnlichen Erläuterung der übrigen Geſchlechtstafeln unſrer Hand- ſchrift, nicht erfüllet worden„ (*): würde er wohl anzu- merken unterlaſſen haben, wo allenfalls ein zweyter Schi- ckard die Handſchrift ſelbſt gegenwärtig finden könne; wenn er es gewußt hätte?

Indeß kann es freylich nicht fehlen, daß gleichwohl einige Gelehrte einmal Wiſſenſchaft davon gehabt haben. Ich ſelbſt kann deren zwey nennen, wovon der eine ſogar Gelegenheit gegeben, daß wenigſtens ein Verdacht davon in das Publikum kommen können. Dieſes iſt **Hiob Lu- dolf**, der 1686 unſere Bibliothek in Augenſchein nahm. Wenn **Junker**, in deſſen Leben, (**) das Merkwürdig- ſte, was ihm daſelbſt vorkam, nahmhaft macht; ſo heißt es unter andern: Præter hæc autem admiratus eſt tum tria exempla Alcorani, tum maxime ingens Volumen Arabicum, in quo continebatur Genealogia Adami us- que ad Noachum, et a Noacho usque ad Chriſtum et Muchammedem, hujusque filiam Fatinam, in qua Mu- chamedi genus eſſe deſiit; a cujus tamen majoribus, ſucceſſores ejus et collaterales, Arabumque Principes (*Sherif*) et Sultani, gentem ſuam derivant. Inſignem uſum præſtare hunc Codicem iis poſſe perſuaſum ſibi habuit Noſter, qui Hiſtoriam Saracenicam Turcicamque et Arabicam tractare adgrediuntur. Es iſt kein Zwei- fel,

(*) Im fünften Bande der Nachrichten von einer Halliſchen Bibliothek. S. 305.

(**) Comment. de Vita Iobi Ludolfi. p. 149.

ſel, daß hiermit unſer Marchtaleriſches Manuſcript gemeynet ſey. Ich habe aber auch nicht Unrecht, alles was **Ludolf**, oder vielmehr **Juncker** hier davon ſagt, mehr für einen Verdacht, als für eine Nachricht zu erklären. Denn das Wichtigſte fehlet dabey; nehmlich die Anzeige, daß, und von wem, und wie weit es bereits genutzet worden, als ohne welche es die Aufmerkſamkeit ohnmöglich erregen konnte, die es verdienet. Daß man jedoch ja nicht glaube, daß **Ludolf** ſelbſt alles dieſes nicht gewußt habe. Er wußte es nur allzugut, wie ich gleich ſagen will: und daß wir es nicht auch in ſeinem Leben leſen, beweiſet höchſtens, daß er es noch nicht damals gewußt, als er die flüchtige Notiz davon aufs Papier warf, die **Juncker** ohne Zweifel vor ſich hatte.

Noch vor Jahr und Tag würde man, in unſerer Bibliothek ſelbſt, ſchlechterdings nicht haben ſagen können, was für eine Arabiſche Genealogie es ſey, die Ludolf ehedem daſelbſt ſolle geſehen haben; geſchweige, daß man ſie hätte vorzeigen können. Denn ich weiß nicht wie es gekommen, daß das Marchtaleriſche Manuſcript in keinen einzigen von unſern Katalogen eingetragen, und ſelbſt auf die ſonderbarſte Weiſe in einen Winkel verkramet worden, wo es unmöglich jemanden zu Geſichte kommen konnte. Ganz unvermuthet fand ich es in einem verſchloſſenen Kaſten, zu welchem ſich ſogar der Schlüſſel verloren hatte; ſo lange war er nicht eröfnet worden: und fand es daſelbſt, unter einem Praſſe von ausgemerzten Kupfern und Charten. Mein ganzes Verdienſt um dieſe Wiederauffindung aber, iſt die Neugierde, die ich hatte, einen

nen

nen längſt bey Seite geſetzten Kaſten zu durchſtankern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicher Weiſe nur Augen. Denn kaum hatte ich es in die Hände genommen, als ich auf der Rückſeite des einen Endes der Rolle folgende Aufſchrift las:

Anno Doi. MDXCIII. die 14. Decembris,
Erobert der hoch- und wolgeborne Herr, Herr
Chriſtoff Freyher zu Teuffenbach, Mayerhoven u. Dürrnholtz ꝛc. Röm: Kay: May: KriegsRath
u. General der Oberhungariſchen Lande ꝛc.
die gewaltige Vöſtung Filek, in Oberhungarn, ſo ob 50
Jaren in des Erbfeindes Händen geweßt,
Neben noch andern 12 Granitz- und Bergkhäuſern.
Bey welcher Eroberung, in der Türkiſchen Schloß-
kirchen daſelbſt zu Filek, iſt dieſes Türkiſche Stam-
regiſter, mit einem geſchriebenen Pergament umb-
ſchlagen, allermaſſen ſolches allhier vor Augen,
neben anderer Kriegsbeutt bekommen, und
nacher Deutſchland gebracht worden
durch
Veit Marchtalern,
Bürgern in Ulm.

Und kaum fing ich es an aufzuwickeln, als ich zwey deutſche geſchriebene Bogen eingelegt fand, welche ein **Summariſcher Bericht von dem Inhalt dieſer Rolle, oder Türkiſchen Stamm-Regiſters** überſchrieben waren, und die ich aus der Unterſchrift, von **Hiob Ludolfs** eigner Hand zu ſeyn, erkennen mußte.

Als

Digitized by Google

Als **Ludolf** ſich nach Frankfurt zur Ruhe begeben hatte, und daſelbſt einzig ſeinen Studien oblag, fiel ihm ohne Zweifel jene merkwürdige Arabiſche Genealogie wieder ein, die er vor einigen Jahren in Wolfenbüttel geſehen hatte. Er ward begierig, ſie näher kennen zu lernen, und bat den Herzog **Anton Ulrich**, bey dem er ſehr wohl angeſchrieben war, um die Mittheilung derſelben. Dieſe erfolgte; und bey Rückſendung, fügte er zur Dankbarkeit gedachten **Summariſchen Bericht** bey.

Ich kann nicht anders urtheilen, als daß **Ludolf** bey dem erſten genauern Blicke, den er darauf warf, ſich für betrogen erkannte. Er hatte, wie die Junkerſche Stelle deutlich anzeigt, die Sprache des Manuſcripts in der Eil (denn der Irrthum iſt ſonſt, auch für einen völlig Unwiſſenden, ſehr leicht zu vermeiden) für Arabiſch angeſehen: und ſie war Türkiſch. Jene verſtand **Ludolf**, aber nicht dieſe. Er konnte alſo wenig mehr darinn leſen, als die eigenthümlichen Namen, aus welchen der Stammbaum beſtehet. Die den meiſten dieſer Namen hingegen beygeſchriebenen Nachrichten, wie auch ein ziemlich langer Eingang, waren ihm durchaus unverſtändlich. Daher es denn auch kömmt, daß ſein **Summariſcher Bericht** faſt nichts mehr enthält, als was man aus Schickards obigem allgemeinen Inhalte eben ſo gut erſehen kann; widrigenfalls ich ihn ganz mitzutheilen nicht ermangeln würde.

Nur ein einziger Punkt iſt ihm völlig eigen, der aber um ſo wichtiger iſt. **Ludolf** nehmlich hatte den Türkiſchen Eingang abſchreiben laſſen, und ihn nach Wien an den kayſerlichen Interpreten, **Meninsky**, geſchickt, um ſich deſſen Erklärung zu erbitten. Ob ihm Meninsky

 (der

(der zweyte alſo, der um unſer Manuſcript gewußt) eine wörtliche Ueberſetzung davon zukommen laſſen; daran zweifle ich: indem alles was **Ludolf** von ihm daraus erſehen zu haben angiebt, ſich nicht weiter als auf den Türkiſchen Verfaſſer erſtreckt. Dieſer nun hat **Joſeph, Ben Abdul-Latiph** geheiſſen, und zu den Zeiten **Solimans**, des Sohnes und Nachfolgers **Selim** des **I**, gelebet; das iſt gegen 1520 bis 66.

Es iſt bedenklich, daß **Schickard** von ihm gar nichts gewußt, ja auch nicht einmal vorgebauet hat, damit wir uns wenigſtens keinen falſchen Begriff von ihm machen könnten. Denn da er ausdrücklich ſagt, das Ende der Genealogie reiche bis auf den **Murad**, den Sohn **Selim** des **II**: ſo verleitet er uns zu glauben, daß der Verfaſſer auch unter dieſem Kayſer gelebt habe; da doch beyde dieſe Kayſer, **Murad**, ſeines Namens der **III**, und **Solim** der **II**, bloß von einem ſpätern Abſchreiber hinzugefüget worden. Das natürlichſte, was hieraus folgt, wäre alſo wohl, daß **Schickard** ſelbſt kein Türkiſch verſtanden; und das hat auch **Ludolf** mit dürren Worten daraus geſchloſſen. Ja er fügt hinzu, daß eben daher ſich **Schickard** auch in etlichen Namen und Perſonen geirret habe. Dieſes will ſich nun freylich mit dem ſo recht nicht reimen, was **Brucker**, Schickards neueſter Lobredner, in dem Ehrentempel der Deutſchen Gelehrſamkeit (*), von ihm verſichert; "er ſey in den Orientaliſchen Sprachen, ob er gleich ſein eigener Lehrmeiſter ſeyn müſſen, dennoch ſo weit gekommen, daß er in dem Rabbiniſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen, Perſiſchen, **Türkiſchen** und Arabiſchen, ſeines gleichen nicht gehabt". Doch wie

(*) Fünftes Zehend S. 186.

wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, daß unter den Lobrednern der letzte die Saiten immer am höchſten ſpannet: ſo iſt es auch hier gegangen. Denn **Zach. Schäffer**, den Brucker treulicher hätte nachſprechen ſollen, ſagt bloß, daß Schickard in ſeinen letzten Jahren ſich alles Ernſtes beſtrebt hätte, ut tot linguis Perſicam quoque, et Turcicam et alias Orienti uſurpatas adjungeret (*).

Und das wäre denn auch wohl, ſollte ich meynen, das glaublichſte. — Aber wie, wenn nun eben dieſer Umſtand, daß Schickard nicht Türkiſch genug verſtanden, denn auch mit Urſache wäre, warum wir um den Reſt ſeiner Arbeit gekommen? Der Tod übereilte vielleicht den guten Mann, als er noch erſt recht Türkiſch lernte. — Unter dieſer Möglichkeit, müßte ich denn freylich wohl einen Theil meines obigen Ausfalles, gegen den Kaltſinn ſeiner Zeitverwandten, zurücknehmen. Aber darum das geringſte darinn ändern oder mildern? wozu ſollte ich das? Was meinem werthen Vaterlande hier zu viel geſagt iſt, verdienet es in hundert andern Fällen, zehnfach zu hören; und wird es ſicherlich einmal hören. Nur einen von dieſen hundert Fällen hier im Vorbeygehen zu nennen, weil er mit dem Schickardſchen die nächſte Aehnlichkeit hat. — Man denke an **Abulfeda** und **Reiske**! An dieſen einzigen Mann, der allein, bey der kleinſten Unterſtützung, in dieſem Felde der Gelehrſamkeit, auf einmal Engländer und Franzoſen eben ſo weit würde hinter ſich gelaſſen haben, als dieſe vor den Deutſchen nun noch voraus ſind! An dieſen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um ſich von einer eben ſo undankbaren Anbauung eines andern Feldes, wieder in dieſes zu wenden.

G 2 Ludolf

(*) Memor. et Eulogi. *Wilh. Schickardi.* Tub. 1636. 4. p. 12.

Ludolf preiſet unſer Manuſcript, nicht allein in jener Stelle des Junkers, ſondern auch in dem Summariſchen Berichte ungemein an. „Es verdienet, ſagt er, von einem „der wohl Türkiſch könnte, ganz verdolmetſchet zu werden.„ Nun iſt es wahr, dieſes ſagte **Ludolf** gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Was damals ſeine gute Richtigkeit hatte, dürfte leicht, ſiebzig Jahre ſpäter, wenigſtens nicht mehr für voll gelten. Wir wiſſen von der Geſchichte der morgenländiſchen Völker itzt unendlich mehr, als **Ludolf** wiſſen konnte; und es wäre kein Wunder, wenn bey ſo vielen Orientaliſchen Quellen, die neuerer Zeit nach Frankreich und England gekommen, eine einzelne in Deutſchland, die ſo lange kein Menſch mehr beſucht hat, völlig unbrauchbar geworden wäre.

Unbrauchbarer, will ich zugeben: aber völlig unbrauchbar, ſollte ich doch nicht denken.— **Schickard** hat, die deutſche Wahrheit zu ſagen, nur eben den ungeſunden Schaum oben abgeſchöpft; nur eben das, was Hr. **Reiske** in dem Abulfeda mit Verachtung übergieng. Denn was er uns von den erſten **sechs** Geſchlechtern daraus mitgetheilet, iſt entweder höchſt unſtatthaft, oder wir brauchen es nicht erſt von einem Türken zu lernen. Was er uns von dem **siebenden**, dem Geſchlechte des Muhammeds, daraus mittheilen wollte, dürfte itzt wohl auch nicht weiter als zur Beſtätigung des dienen, was wir aus eigentlichen Arabiſchen Quellen, durch **Gagnier, Sale, Reiske** und andere, ſeitdem ſehr zuverläßig erfahren haben. Eben dieſes dürfte von dem **achten** und **neunten**, den Geſchlechtsfolgen der Kaliſen beider Häuſer, gelten: desgleichen, wie ſchon erinnert, von dem **sechzehnten**; des **siebzehnten** gar nicht

zu

Digitized by Google

zu gedenken, als von welchem wir aus einem dürren Stammbaume wohl ſchwerlich mehr lernen dürften, als man ſelbſt zu Schickards Zeiten bereits aus dem **Leunclavius** wußte, oder wir itzt, noch richtiger und vollſtändiger aus dem **Kantemir** und andern, wiſſen können. Allein nun ſind noch die ſechs Geſchlechter, vom 10ten bis 15ten übrig; derjenigen kleinern Regenten nehmlich, die ſich nach und nach in Perſien und Indien von den Kalifen abgeriſſen hatten, und unabhängige Herren geworden waren. Und deren Geſchlechtsfolgen, glaube ich, würden dem Liebhaber der Geſchichte ſehr willkommen ſeyn; ob auch ſie ſchon größten Theils beym **Herbelot** zu finden. Denn den Nachrichten des Herbelots fehlet vornehmlich der Synchronismus, welcher aus unſerer Genealogie ſich ohne Zweifel ſehr deutlich ergeben würde. Einiges dürfte denn auch wohl, ſo gut als völlig neu ſeyn: was wir z. E. von den **Seljuken** daraus lernen würden. Denn wie ich aus den wenigen Namen urtheile, die **Schickard** von dieſem Geſchlechte anführet, ſo ſind es ſowohl die **Seljuken** von **Iran**, als die von **Rum**. Die Geſchichte der letztern aber, welche wegen ihres genauen Zuſammenhanges mit der Byzantiniſchen Geſchichte, vornehmlich aufgekläret zu werden verdiente, iſt noch in der äuſſerſten Verwirrung, und in dem wenigen, was **Herbelot** aus Perſiſchen Geſchichtſchreibern davon anführet, ſind eine Menge Widerſprüche, die er ſelbſt eingeſtehet. **Abulfeda** aber, wenn ich eine Stelle des Herrn **Reiske** recht verſtehe, hat dieſe occidentaliſche Seljuken ganz und gar mit Stillſchweigen übergangen. Noch dürfte ſich auch bey den Regenten von **Khouarezem**, in unſrer Genealogie manches finden, daß von dem abgehet, was wir bis itzt von ihnen wiſſen; indem unter den neun Sultanen

dieſer Dynaſtie, die **Herbelot** beybringet, keiner von denen iſt, die **Schickard** nahmhaft macht.

Doch von allen dieſen kann nur derjenige mit Zuverläßigkeit urtheilen, der ſich, mit genugſamer Kenntniß der Sprache, an unſer Manuſcript zu wagen im Stande iſt. Daß ich, für mein Theil, eben ſo wenig Türkiſch verſtehe, als nur einer von meinen Leſern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe blos als Bibliothekar geſprochen, dem es erlaubt iſt, von Werken zu ſprechen, die er nicht verſtehet.

Ich ſchlieſſe mit einer Anmerkung, die ebenfalls blos bibliothekariſch iſt. — Wenn **Hottinger**, in ſeiner Hiſtoria Orientali, von der Genealogie des Muhammeds handelt, ſo ſagt er, daß ihm eine dreyfache vorgekommen. Die eine ſey genommen ex Mſc. quodam, quo parario D. *Marchtalero* uſus eſt D. *Schikkardus*; die zweyte habe **Chriſt. Ravius** beygebracht; und die dritte ſchreibe ſich her, ab Authore *Taarich Adam*, de quo videatur *Theſaur. Phil. p.* 62. Ich ſchlage dieſes zweyte Werk eben deſſelben Verfaſſers nach, und finde folgendes: *Taarich Adam*, id eſt, *genealogia Adami*, ſcriptum antiquiſſimum et inter Arabes, ſine dubio, celeberrimum, quod in Hungaria ante hoc repertum, non ita pridem à D. Marchtalero, Ulmenſi, Ampliſſimo urbis hujus conſuli D. *Salomoni Hirzelio* oblatum, et commentario a me illuſtratum eſt. Das iſt ſonderbar. Wie? ſo war denn dieſer **Taarich Adam**, welchen **Hirzel** von **Marchtalern** bekam, nicht eben der, welchen **Schickard** von ihm bekommen hatte? Oder war er eben der, warum führet ihn **Hottinger** als einen verſchiednen an? Und war er eben der, wie können wir ihn hier in **Wolfenbüttel** haben, da ihn ein Bürgermeiſter zu Zürich von Marchtalern ſelbſt ſoll bekommen haben? Sollen wir annehmen, daß **Marchtaler** zwey ähnliche Manuſcripte in Ungarn erbeutet, da er doch nur des einen gegen den Kayſer Ferdinand gedenket? Oder bekam **Hirzel** nur eine Abſchrift des einzigen von ihm, die **Hottinger** mit einem Commentar erläuterte, ohne zu merken, daß es eben daſſelbe Werk ſey, welches **Schickard** gebraucht habe? Wer wird uns aus dieſer Verwirrung helfen?

IV. Die

Digitized by Google

IV.

Die Nachtigall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich blätterte in **Heydenreichs Leipzigiſchen Chronike**, und da ich eben nichts wichtiges ſuchte, ſo zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf ſich.

„Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der „Scharff Richter zu Leipzig auffm Markt „ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen „die Judicia und Gerichte mit Schmehwor„ten hart angegriffen worden, öffentlich „verbrannt, und die, ſo ſie feil gehabt, aus„gepaucket.

Wer ſeiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt ſie bey dem kleinſten Anlaſſe mit fort. Und ſo ſahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernſtlichſten Nachforſchung, was denn eigentlich dieſes verbrannte Buch, die **Nachtigall** genannt, für ein Buch geweſen ſey?

Gleich anfangs beſann ich mich, daß **Vogel** der vermehrte und fortgeſetzte **Heydenreich** iſt. **Vogels Leipzigiſches Geſchichtbuch** alſo war das erſte, was ich zu Rathe zog; in der feſten Hoffnung, meine Neugierde ſofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: **Vogel** wiederholt die nehmlichen Worte des **Heydenreichs**, ohne die geringſte nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch iſt gemeiniglich ein ſeltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Ver-

Digitized by Google

zeichniſſen ſolcher Bücher, meine **Nachtigall** gewiß anzutreffen: und ſchlug ſie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbſt **Andreas Weſtphal**, der eine eigene Diſſertation von den Büchern geſchrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; ſelbſt **Schelhorn**, der dieſe Arbeit des **Weſtphal** durch viele Zuſätze erweitert hat, (*) lieſſen mich unbelehrt von ſich. Sie wiſſen alle von keiner **Nachtigall**; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch **Müllers** Annales, und andere Sächſiſche Geſchichtſchreiber, nicht ohne Zeitverluſt, eben ſo unnützlich nachgeleſen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich ſo begierig ſey zu wiſſen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperſon, irgend einen Rechtshandel betreffend, geweſen ſey, an welchem der Rath zu Leipzig eine ſolche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbſt die Worte des **Heydenreich** "daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden", ſchienen nichts wichtigeres, nichts was ſich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu ſollen.

Ich wollte ſonach eben wieder eine von den Jagden beſchlieſſen, von denen ich ſo oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal beſann, wo ich itzt ſey. Warum ſuche ich in Büchern nach einem Buche, das Trotz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch ſelbſt

(*) Amoenit. liter. T. VIII. & IX.

ſelbſt verhanden iſt? Ich will das Buch ſuchen; nicht blos Nachrichten von dem Buche.

Und ſo fand ich gar bald, was ich ſuchte. Zwar nicht völlig ſo, wie ich es ſuchte, aber doch auch nicht viel ſchlechter. Ich fand es nehmlich nicht ſo, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: ſondern ich fand unter unſern Manuſcripten Abſchriften davon, und deren nicht weniger als drey.

Auch ſah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein ſo geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müſſen glaubte: ſo war es vielmehr eine Schrift, welche ſehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer bloſſen Provinz, ſondern des geſammten Reiches betrifft. Kurz; die Nachtigall ſingt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen **Grumbachiſchen** Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieſes ſogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bey dem **Heydenreich** und **Vogel** unter lauter Nachrichten von dieſen Unruhen und von den Anſtalten ſtehet, welche der Churfürſt zu Sachſen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des ſechsundſechzigſten, und zu Anfange des ſiebenundſechzigſten Jahres, eben machte. Doch beſſer iſt wiſſen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, ſo war es natürlich, daß ich ihr auch da nachſpürte, wo ihrer, zu Folge deſſelben, entweder gelegentlich oder gefliſſendlich hätte Erwähnung geſchehen

können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringſte, weder in den gleichzeitigen Wechſelſchriften beyder Partheyen, noch bey den nachherigen Geſchichtſchreibern beſagter Unruhen, finden können. Wie denn auch **Kreyſig**, welcher in ſeiner **hiſtoriſchen Bibliothek von Oberſachſen** ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachſchen Händel betreffen (*), darunter keiner **Nachtigall** gedenkt.

Dieſes alles, meyne ich, beweiſet ſo ziemlich, welch eine Seltenheit unſere Bibliothek an den Abſchriften derſelben beſitzet. Eine Seltenheit, die allein ſchon werth iſt, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus ſeiner Aſche jünger und ſchöner wieder hervorſteiget.

Hoffentlich bin ich der Meynung nicht allein, daß es auf alle Weiſe erlaubt iſt, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigſten Gründen, verbranntes Buch wieder herzuſtellen. Denn ein ſolches Verbrennen hat die Abſicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es ſoll dieſe Abſicht nicht haben; es kann ſie nicht haben. Es ſoll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Uhrheber ſeyn. Was Einmal gedruckt iſt, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als ſie der Verfaſſer des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer ſey, kann beleidiget haben. Er ſtürzet ſie vorſetzlich in Ungewißheit und Zwei-

fel;

(*) Sect. II. cap. 21.

fel; er beraubt ſie des einzigen Mittels, ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben ſo vermeſſene als lächerliche Art, daß ſie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben ſo ehrlichen als einſichtsvollen Mann halten ſoll.

Die Grumbachſchen Händel ſind vorbey; auch in ihren unmerklichſten Folgen vorbey. Nur dem Gelehrten, der ſich lange nachher ein Geſchäfte daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr ſchaden; nur dem Staatsmann, dem die Geſchichte ſeine Schule iſt, ſind ſie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieſer daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wiſſen. Aber wie jenem oft dabey zu Muthe ſeyn muß, kann ich einigermaaſſen urtheilen.

Er wird weit entfernt ſeyn, ſich zum Vertheidiger **Grumbachs** und ſeines Anhanges aufzuwerfen. Er iſt von dem Verbrechen dieſes Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihm verfahren, vielleicht damals nothwendig geweſen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß dieſe Strenge wenigſtens in ihren Wirkungen, zu Feſtſetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abſtellung der geſetzwidrigen Selbſthülfe, ſehr erſprießlich geweſen.

Aber wenn er dieſes alles thut, wird er darum auch mit den Geſchichtſchreibern zufrieden ſeyn, die einen Mann, den eine damals ſehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger, als die einzigen

von

von ihrer Art im Reiche waren, die dieſen Mann, ſage ich, zu dem abſcheulichſten und unſinnigſten Böſewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn ſeine Gegner bezüchtiget, als die erwieſenſten Wahrheiten nachſagen? denen er Mörder und Straaſſenräuber iſt? denen er eben ſo zuverläßig Zauberer und Teuffelsbanner ſeyn müßte, und ſicherlich ſeyn würde, wenn ſie es nicht für ſchimpflicher hielten, Alfanzereyen nachzuſchreiben, als Verleumdungen?

Wenn dieſen Gelehrten nun gar ſeine Nachforſchungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigſter Feind, eben als er den Garaus mit ihm ſpielen wollte, verbrennen laſſen; die folglich für Grumbachen muß geweſen; die er aber nirgends ſelbſt auffinden kann: (Und eine ſolche Schrift iſt unſere Nachtigall, wie man aus den Umſtänden ſchon wird geſchloſſen haben) was ſoll er denken? Iſt er, bey der Untreue, bey dem Leichtſinn, mit welchem man auf das bloſſe Wort ſeiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringſte Rückſicht auf ſeine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das ärgſte zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darinn enthalten geweſen, auf die man den Scharfrichter antworten laſſen, weil ſich ſonſt niemand ſie zu beantworten getrauet?

Und dieſes wäre die nähere, wichtigere Urſache, eine dergleichen Schrift wieder herzuſtellen. Denn ob ſich ſchon der Gelehrte in ſeinem Argwohne irren würde; ob ſchon unſere Nachtigall nichts ſingt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern ſangen: ſo iſt auch das

ſchon

Digitized by Google

ſchon ein Verdienſt, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern ſoll, durch den Verluſt eines leidigen Bogens, einen ſolchen Argwohn ſowohl ihm, als dem, den er trift, erſparet.

Denn daß ich die Schrift ſelbſt nun etwas näher beſchreibe, ſo iſt ſie ein kleines Gedicht von ohngefehr ſechshundert Zeilen; und dieſes Gedicht iſt, ſeiner Einkleidung nach, die Apoſtrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verſchiedenen Intereſſe, das ſie an der Grumbachſchen Sache nahmen, oder hätten nehmen ſollen. Der poetiſche Werth deſſelben iſt klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutſchen, ihre Geſchichte in Lieder und Reime zu verfaſſen: und dieſe Gewohnheit hat ſich ſehr lange erhalten. Daß ſie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geſchmack ganz gut ſeyn: aber für die hiſtoriſche Wahrheit iſt es gewiß nicht gut. In dieſen Liedern erſchallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geſchehene Dinge nicht mit dichteriſchen Fabeln darinn ausgeſchmückt waren, ſo waren ſie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabey gehabt hatte. Für ſolche Empfindungen giebt uns der heutige Geſchichtſchreiber kalte, aber wenn Gott will, ſehr zuverläßige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbeſſert. —

Der Verfaſſer ſagt auf dem Titel, daß er den weſentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog **Johann Friedrich des Mittlern** gezogen habe. Ich ſehe, daß er vornehmlich die **Antwort** damit gemeynet, **welche** dieſer Herzog, **des Reichs abgeſandten Botſchafften,**

ten, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernſt von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt iſt, auch von **Rudolphi** ſeiner Gotha Diplomatica einverleibt worden (*). Da ich nun ſowohl dieſe Antwort, als auch alle andere dahin ſchlagende Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleiſſe durchleſen mußte, um von dem wahren Werthe meiner **Nachtigall** urtheilen zu können: ſo hatte ich bereits die merkwürdigſten Parallelſtellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, ſie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Beſtärkung, oder Widerlegung, der ſchwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bey näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreiffen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachſchen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freymüthigkeit und Einſicht in die damalige deutſche Staatsverfaſſung, zu beſchreiben. Mir genüge, dieſem Manne, dem ich den Geiſt eines Saluſtius oder St. Real ſiebenfältig wünſche, eine Kleinigkeit zur Hand geſchafft zu haben, die er ungern vermiſſen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

(*) Theil II. S. 62 -- 92.

Nach-

Nachtigal:

das iſt,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachſſen, publicirten Schriften, vom Urſprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgiſchen und Grumbachiſchen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.

Mit einer nützlichen und chriſtlichen Vermahnung an die Röm. Kayſ. Mayt. Chur = und Fürſten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübſelige Belagerung der gewaltigen Feſtung Grimmenſtein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahr Chriſti
MDLXVII.

Dieweil ihr ſchlaffet in der Nacht,
Und Trübſal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürſten gut, in dieſem Thal,
Zu ſingen euch ein ſchön Geſang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Früling kompt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchſſen Knall abſchaffen lahn,
Gute Freunde mit einander ſeyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet ſolch Unruh.

Digitized by Google

Poeten ſolch Gewohnheit han,
Wann ſie zu dichten fangen an,
Daß ſie viel Götter allermeiſt
Anruffen, umb ein guten Geiſt,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret ſeyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach ſeinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom groſſen Handel reden wol,
Weß jeder ſich verhalten ſoll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Iſt die Sach kürzlich ſo geſtallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in ſeiner Hand,
Daher entſpringt der erſte Neydt,
Der gemachet hat ſo manchen Streitt.
Marggraff **Albrecht**, der ſtreitbar Mann,
Den von **Wirtzburg** wolt greiffen an:
Grumbach Marggräffſcher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Biſchoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geſchah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert ſelbſt den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von **Beuren** bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,

Hat

Digitized by Google

Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayſer auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter ſchicken that,
Welche den Stifft beſchützet han,
Daß ihm kein Ueberlaſt gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da **Moritz** und **Albertus** beyd
Hielten zuſammen einen Streitt,
Marggraff **Albrecht** verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht,
Wolt ſein Zuſag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geſchwechet ſehr,
Wil ihm nunmehr kein Schuld geſtahn.
Grumbach wolt ſein Bezahlung han,
Der Biſchoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch ſein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayſer ſelber redet an
Den Biſchoff, daß er ſoll verſtahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war ſo kleyn.
Der Biſchoff bleibt auff ſeiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein ſchlechten Mann.
Nicht lang hernach der Biſchoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unſchuldig ſich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit ſolcher Proteſtation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,

Denn eim andern in dieſer Welt,
Wie er ſolchs auff ſein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in frembe Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien ſchon,
Welch führet die franzöſiſch Kron.
Mit Reuttern ſtark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verfehrt.
Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit alſo fehret fort.
Grumbach ſich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das beſt.
Er meynt, ſie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden ſtund auch ſein Beger.
Da er die Reutter gelaſſen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beſte that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des groſſen Vogels hätten ſie
Erwehret ſich, ſprachen ſie fry,
Was ſie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Gedultt Grumbach ſo lange harrt,
Bis er ſchier gar zum Bettler ward,
Mit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayſerlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt ſein Bettelſtab
Sprach ſie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,

Doch

Digitized by Google

Doch hat er nit gefordert das ſein,
Verſchreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen laſſen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit ſie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern ſie noch bewahren lan.
Des Biſchoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal ſein Beſcheydt,
Die auch der Biſchoff hat hernach
Verſiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie ſolches allen offenbahr.
Hett Grumbach ſich daſelbſt bezahlt,
Und geübt allda ſein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren ſtolzen Muth
So hett er ſie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das ſein gelahn,
Daß er in Fried die Güter ſein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn ſie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Beſcheydt,
Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein groſſen Uebermuth
An ſeinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verſtahn,

Daß ſie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geſchlechts, ermordet geſchwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, ſolchs iſt offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurſtet ſehr nach ſeinem Blutt,
In ſeinem Namen thun greiffen an
Den Apt von **Benz** und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch ſein Ehr
Durch famoß Bücher ſehr geſchendt,
Die kommen ſind in vieler Hendt.
So han ſie auch **Wilhelm von Stein**
Sein Häuſer abgebrennet reyn,
Junker **Ernſten von Mandeßloh**
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden woltt,
Daß man dieſelb einſammeln ſolt.
Da Grumbach ſo geengſtigt ſehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet ſein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun ſein Alter ſchwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,
Sein Trübſal auch geſehen an,
Wie er verfolgt von jederman,
Sich ſeiner ſo erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in ſicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät ſolchs mit des Kayſers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt
Das Römiſch Reich, bis wurde verhört,

Im

Digitized by Google

Im Römiſchen Reich vor allen Stendt,
    Und jedem da ſein Recht erkendt.
Solchs hat **Ferdinand** gelaſſen zu,
    Doch daß Grumbach in Raſt und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
    Auch raſten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
    Die ihr Grumbach umbringet heut.
Iſt diß der Lohn und billig Ehr
    Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürſten alle gut,
    Daurt euch nicht das Sächſiſch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt
    Sein Leben alſo frömmlich ſtelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
    Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
    Denkt iſt es nit ein große Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen woltt,
    Die ihr billich erretten ſoltt!
Fürwar der Grafe **von Serein**
    Für Gott wird ewer Kläger ſeyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
    Habt morden laſſen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
    Habt dennoch das Volk ſchätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
    Ihm ziehen ab ſein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
    Dadurch ſie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
    Daß ihrer viel geſtorben ſeyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürſten gutt,
    Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,

Und

Und wendet für des Reiches Acht,
Und ſchendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Bapſt ſein Spott und Schand
Zu üben hat in ſeinem Sinn,
Bedenkts, was iſt doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Geſteygert und gemehret ſeyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll ſeyn ein newes Fegefeur.
Iſt Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann ſolcher Sieg?
Er begeret doch nur Raſt und Friedt,
Warzu ſoll denn dieſer elend Streit?
Soll Grumbach ſeine Gütter lahn
Den Pfaffen, und ſelbſt betteln gahn?
Weh euch, ihr falſchen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürſten gut,
Und ſtürzet ſo unſchuldig Blutt!
Die armen Bäuern müſſen dran,
In ſchanzen ſich erſchieſſen lahn,
Ihr freßt und ſauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Chriſtus theur
Das Menſchlich Blut erlöſet hat,
Weh euch, der großen Miſſethat!
Der Arme ſeufzt, und ſpricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayſer Maximilian,
Gott zier dein Kayſerliche Kron,

Der

Digitized by Google

Der Bapſt ſtecket voll giftig Liſt,
Des Reiches Fried zuwider iſt:
Durch Einigkeit der Fürſten Macht
Zunimbt, ſolches der Bapſt btracht,
Hierauf iſt er befliſſen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet ſo eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu ſtark,
Läſt ſich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füſſen, wie ein Krott.
Viel Kayſer hat er abgeſetzt,
Die Türken wider ſie gehetzt.
Da du empfiengſt die güldene Cron,
Haſt du das Evangelion
Zu ſchützen vielen zugeſagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchſte ſitzt in ſeinem Thron,
Und hat vorlängſt gezehlet ſchon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die iſt hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirzburg keiner Parthey
In Treuwen iſt geſtanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayſerliche Cron,
Des merk, o Maximilian.
So haſt du auch gelaſſen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh

Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du ſolchs ein Miſſethat
Erkennen wiltt, bin ich zu ſchlecht,
Und kan es preyſen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben ſeyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel ſorgen, daß Grumbach allein
In dieſen Kriege ſey ein Schein,
O Kayſer **Maximilian**,
Niemand Gott widerſtreben kan.
Die Augſpurgiſch Confeßion
Geſtellet hat der **Melanthon**,
Derſelbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey
Die Wahrheit baß verſtanden hat,
Eh denn er ſeinen Geiſt aufgab.
So man jetzt ſagt die Wahrheit frey,
So iſt es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen ſeyn bedecket ſchon.
Das heilig Evangelion
Das iſt die beſt Confeßion.
Kayſer **Carolus**, der gütig war,
Vom Bapſt ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunſt,
Dieweil er durch des Bapſtes Kunſt
Zertrennet hat der Chriſten Bundt,
Gott und ſeinem Worte widerſtund,
Verhert das Teutſche Land ſogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er ſich ruſtet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürſt getrauet mehr.
Erſtlich der Römiſch Böſewicht
Auflöſet alle Eidespflicht,

Ein

Ein Fürſt wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutſchen Landt
Geſchah ſchrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichſtedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürſten fing man in dem Feldt
Durch liſtige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Feſtung brach man ab zu hand,
Das Geſchütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falſch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapſt erfand ein ſolchen Rath,
Daß Magdeburg die ſchöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengſtet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da **Moritz** ſtolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürſten bringt zu hauß,
Da Carolus thet paſſiren lahn
Die Augſpurgiſch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapſt für Lohn,
Da er lang hett das Beſt gethan?
Sein eigen Reich bekrieget ſehr,
Dadurch geſchendt ſein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen iſt zuletz,
Gab ihm der Bapſt nicht ſolchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,

Digitized by Google

Daß er die Fürſten geben frey,
Und nit mit groſſer Tyranney
Das Bapſtthumb aufgerichtet gar,
Durch tauſend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollſtu, **Maximilian**,
Bitt ich in Gnaden auch verſtahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayſerlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchſt allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürſt Auguſte, denk daran,
Ein Beyſpiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggräfiſch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,
Zuſammen waren gehetzet auch,
Von Buchſen ward ein großer Rauch,
Das Fürſtlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein groſſe Schand,
Daß du ſo alt jetzt worden biſt,
Und nicht merkeſt der Pfaffen Liſt.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Haſtu erſtlich ſelber veracht,
Dem Grumbach Dienſt gebotten an,
Jhn gehalten für ein frommen Man.
Auch hat **Staupitz**, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr ſtarker wohlgerüſter Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberümbte Stadt
Mit blutig Schwerd erobert hat.

So

Digitized by Google

So ſagt dir auch dein Conſcienz
Ohn Zweifel ein ſehr gut Sentenz,
Daß der alt Churfürſt mit ſeiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß **Moritz** durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieſelbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So ſollt du prangen nit zu ſehr,
Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du haſt dein Ehr und Gut.
Es iſt doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um ſeine Treuw und milde That
Umbringeſt mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik ſolches preyſen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch biſt Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten ſeyn vor keck,
So zihe hin, und gewin **Siget**,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet ſeyn und weit bekandt,
Im Tutſchen und im Welſchen Landt.
Das Reich zwingt mich, iſt deine Sag.
Du haſt aber eine ſtrenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, iſt offenbahr.
Der falſchen Urgicht Inſtrument
Haſtu geſandt in Pergament
Dem Kayſer, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geſchendet ſehr.

Auch

Digitized by Google

Auch auff eines Menſchen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt ſeyn.
Der von **Wirzburg** und von **Braunſchweig**
Mit dir, ſeyn nicht das ganze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieſelbig exequirt,
Der ſchendet ſeine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzuſehr.
Hettſtu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgeſühnet wer die Acht,
Die jetzund böſen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben ſeyn,
Was wird doch endlich ſeyn dein Lohn?
Wirſt du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird ſich bekümmern ſehr,
Daß du nit ſolchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen ſpanneſt an,
Verderbſt dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderiſche Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder ſehr betrübet ſeyn.
Zwo Schweſtern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer ſtahn.
Der Mutter muß ſolchs ſeyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, iſt ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Beſcheydt.

Wie

Digitized by Google

Wie gern wollt er dich freſſen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von **Brandenbutg**, hat geholffen nit.
O Brandenburgiſch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen **Caſimiri** Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr ſein Diener war,
Wird geengſtet von der Pfaffen Schaar.
Marggraff Albrecht, den guten Heldt,
Da **Moritz** durch ein Kugel gefellt,
Hat **Grumbach** nit verlaſſen thun,
Darum wird er gehaſſet nun.

Churfürſt von Maynz, ein alt Geſchicht
Wirt geben dir ein guten Bericht.
Als **Dieterich** auch Biſchoff war
Zu Maynz, den Bapſt ſtrafft offenbahr,
Daß er nur ſucht der Teutſchen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Mayntz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Daſſelbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürſt zu Maynz, wollſt werden gleich
Den frommen Biſchoff Dietereich.

Churfürſt von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Biſchoff Herman,

Von

Von Pfaffen abgeſetzet war,
All ſeiner Ehr beraubet gar:
Noch iſt ihm ſolchs ein groſſeEhr,
Welche wird ſterben nimmermehr.
An dich iſt nun mein chriſtlich Bitt,
Dein frommen Vetter ſchende nit.

Churfürſt von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet ſie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Biſchoff müſſe ſeyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdeſt gar zu Spott,
Wird preiſen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein ſchelmiſch Pfaff verkehret **einig**
Veränderts **n** und macht **ewig**.
Wenn ſolch ehrloſe Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird ſich gewiß an fürſtlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Herzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel ſteck.
Wenn Gotha wird geſchleiffet ſeyn,
Und Philippus gelaſſen ein,
So ſteht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.

Solchs

Digitized by Google

Solchs laß dir ſeyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu ſpat.

Sibylla, die fromb Herzogin
Von Clev, ja war die Schweſter dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen ſeyn.
Die Noth iſt jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.

Euch **Reichſtätt**, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verſchütt es nit zu dieſem Spiel.

Ihr **von Wirzburg**, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Geſtifftet Jammer und groß Leydt,
Geiſtliche Leute wollt ihr ſeyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein
Geiſtlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben ſoll
Seim Nechſten alle ſeine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach iſt euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit ſeiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er ſich doch weiſen lahn,
Horatio ein Miſſethat
Vergeben ward ohn allen Schad

Der Rechten, weil er Ritterlich
    Wider die Feinde gehalten ſich.

O Kayſer Maximilian,
    Bitt wolleſt die Sach recht verſtahn.
Fürwahr die Feſtung Grimmenſtein
    Iſt deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
    Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
    Ein ewig Rhum und Lob ſoll han,
So rech den Grafen **von Serein,**
    Nit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
    Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu ſtreken han gebotten ahn
    Für deine kayſerliche Kron.
Verhör gnugſam beyde Parthey,
    Laß alle Stände richten frey,
Churfürſtliche Bitte nicht veracht,
    Von den du haſt die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
    Zum Rechten ſich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römſchen Hirt
    In dieſem Krieg geſuchet wirdt,
Denn daß das Sächſiſch Blutt geſchendt,
    Und er mocht waſchen ſeine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
    Darnach ihn hefftig durſten thut.
Ich bin ein geringes Vögelein,
    Mein Geſang iſt kurz, mein Zeit iſt klein,
Nembt dieſe Melodey vor gut,
    Der liebe Gott euch all behut.

Die

Digitized by Google

Die drey Abſchriften, aus welchen ich dieſes mittheile, ſind völlig übereinſtimmend; auſſer den zufälligen Verſchiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopiſt der ſeinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verſes betreffen. In dieſen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinſtimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abſchrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Ueberſchrift: **Wie es mit Gotha ergangen iſt.** Aber ſie enthalten nichts, was nicht ſchon bekannt wäre: und ſind von dem Verfaſſer der **Nachtigall** gewiß nicht.

Hinter der andern Abſchrift ſtehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schloſſe Grimmenſtein bey der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied, von D. **Joh. Major**. Jenes iſt noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beym **Rudolphi** vorkömmt: und man kann leicht ermeſſen, was man mit dieſem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat ſagen wollen. Das Lied von D. **Major** iſt überſchrieben, **In D. Pol. Leyſerum**, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Geſang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. ſ. w.

Allein man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſe **Nachtigall** für die unſrige halten wollte. Es iſt eine ganz andere; und der Abſchreiber hätte ſie nicht mit in dieſes

Gebauer ſperren ſollen. Die Händel, die **Johann Major** mit **Polyc. Leyſern** zu Wittenberg hatte, ſind bekannt; und dahin gehöret dieſes Lied. **Major** verſtehet unter ſeiner Nachtigall vielleicht den **Melanchthon**; wie dieſes der Abſchreiber durch die am Rande beygefügte Buchſtaben f. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geiſt und Denkungsart, weil Melanchthon ſelbſt längſt todt war; vielleicht auch gar ſich ſelbſt. Dieſe Nachtigall preiſet er, in Entgegenſetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreiſenden D. **Jacob Andreä** anſticht; und in Entgegenſetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink iſt Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er freſſen,

womit er ſeinen eignen Widerſacher und Verfolger, benannten **Leyſer**, meynet. Dieſem Finken prophezeyet er, daß er doch noch endlich werde **im Hanff behangen** bleiben, und ſchließt:

Und der, der dieſes Liedlein ſang,
Der hat ir mehr geſungen,
Er iſt ein Schwan, du hörſts am Klang,
Du hettſt in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und ſingt,
Er will ſein Feder ſpitzen,
Für Freund in im ſein Herz auffſpringt,
An dir ſich zu ernützen.

Er will dir ſchreiben an dein Grab,
Welchs dann ſeyn wird ein Dohne:

Hie

Hie zappelt der vermeſſne Schwab,
    Und hat ein Strick zu Lohne,
Für ſein Blutdurſt, Betrug und Tandt,
    Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
    Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied iſt nicht ſchlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Perſonen vor ſich hatte, auf die es anſpielte. Es muß gegen 1586 gemacht ſeyn.

Zwanzig Jahre vorher, würde **Major** unſrer **Nachtigall** ein ganz anderes Lied geſungen haben. Denn damals zog er mit ſeiner lateiniſchen Poeſie gegen **Grumbachen** ſehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, ſich bey dem Churfürſten **Auguſtus** damit einzuſchmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieſes zuerſt aus einem ungedruckten lateiniſchen Gedichte gelernet, welches ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet, und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach*, *Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht ſagen, daß dieſer Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwiſcht: aber doch gewiß manche; wenn es ſchon nur diejenigen wären, welche ſich auch ohne Schwamm abblaſen laſſen.

Ich füge noch Eines hinzu. Ich darf kühnlich ſagen, daß faſt alle Geſchichtſchreiber, in Erzählung der Grumbachſchen Händel, dem **Hubertus Languetus**

 blind=

blindlings folgen. Aber **Hubertus Languetus** war ein vertrauter Diener des Churfürſten **Auguſtus**; welcher leider in dieſer Sache, Parthey und Richter ſpielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Urſache, warum **Auguſtus** den **Languetus** an den König von Frankreich abſchickte, vornehmlich **Grumbach** war. Die Inſtruction, welche der Churfürſt ſeinem Geſandten ertheilte, iſt abſchriftlich in unſrer Bibliothek; und würde kein unebener Zuſatz zu den Epiſtolis ſecretis Huberti Langueti ſeyn, die **Ludewig** herausgegeben. Denn die erſten dieſer geheimen Briefe, ſind von dieſer nehmlichen Geſandſchaft vom **Languetus** an ſeinen Herrn erlaſſen.

V.

Digitized by Google

V.

Paulus Silentiarius

auf die Pythiſchen Bäder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich ward durch einen Freund veranlaſſet, einen griechiſchen Codex von Vorübungen und Reden des **Libanius**, in die Hand zu nehmen. Er gehöret unter die **Gudiſchen** Manuſcripte, und ſtehet in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben, welches der übrigen Bibliothek dieſes Gelehrten beygefüget worden (*), auf der 538ten Seite, Nummer 59. Er heißt allda **Codex membranaceus, perantiquus, optimæque notæ.** Allein er iſt weder **membranaceus** noch **perantiquus**; ob ſchon das dritte ihm beygelegte Prädicat dem ohngeachtet wahr iſt, wie es ſich hoffentlich einmal anderswo zeigen wird.

Nach gedachtem gedruckten Verzeichniſſe ſowohl, als nach unſerm geſchriebenen, ſoll dieſer Codex weiter nichts als Vorübungen und Reden des **Libanius** enthalten. Bey dem **Umblättern** ward ich aber gewahr, daß er noch verſchiedene andere Dinge enthält, unter welchen wir die Gemälde des **Philoſtratus**, Stellen aus dem **Antoninus** und eine ziemliche Anzahl Epigramme, ſofort in die Augen fielen, die alle von der nehmlichen Hand, welche den Libanius geſchrieben hat, zum Theil ohne alle Aufſchrift, beygefüget worden.

Dieſer leztern, der Epigrammen, erinnerte ich mich wieder, als mir vor einiger Zeit die Nachricht ward, daß ein Gelehrter zu Strasburg eine neue Ausgabe der Antho-

(*) Bibliotheca *Marq. Gudii*, Kilonii 1706.

thologie beſorge; und ich glaubte, eine müßige Stunde nicht beſſer anwenden zu können, als wenn ich nachſähe, ob ich etwas darunter fände, welches bey dieſer Gelegenheit mitgetheilet zu werden verdiene.

Itzt will ich anfangen, von meinen Bemerkungen Rechenſchaft zu geben. Denn ich glaube doch, daß meine Neugierde nicht ſo ganz vergebens geweſen. Aber ich fange von etwas an, welches zur **Anthologie** gewiſſermaſſen gehöret, und auch nicht gehöret. —

Mitten unter den Epigrammen nehmlich, die ich bis dahin noch alle in der Anthologie des **Planudes** gefunden hatte, aus welcher ſie, nicht ohne Ordnung und Wahl, ſondern gänzlich nach der Folge der Bücher und Kapitel, ich dürfte wohl ſagen, mit Geſchmack ausgezogen ſind; — mitten unter ihnen, ſtieß ich auf eines von den Stücken, welche ſich nicht in den ſieben Büchern, in welche Planudes ſeine Sammlung getheilet, ſondern in dem Anhange derſelben finden, mit welchem **Aldus Manutius** die Anthologie zu vermehren angefangen. Nehmlich auf ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ *εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμὰ, ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.*

Nun iſt nicht unbekannt, daß dieſes Gedicht des **Paulus Silentiarius** auf die Pythiſchen Bäder, ganz ſonderbare Schickſale gehabt hat. Dieſes, ſage ich, iſt nicht unbekannt; die Sache überhaupt genommen. In ſeinem völligen Zuſammenhange aber dürften es auch wohl Gelehrte nicht wiſſen, die mit der griechiſchen Litteratur ſonſt noch ſo bekannt ſind; indem es ſehr ſchwer iſt, alle dazu erforderliche Hülfsmittel bey der Hand zu haben.

Und

Und nur weil ich glaube, daß ich gegenwärtig deren mehrere vor mir habe, als vielleicht noch jemand gehabt, halte ich es der Mühe werth, eine umſtändliche Nachricht davon zu ertheilen.

Aldus, wie geſagt, war es, der hinter eine von ſeinen Ausgaben der Anthologie, das Gedicht des **Paulus Silentiarius** zuerſt drucken ließ. In welcher derſelben zuerſt, kann ich mit Gewißheit nicht angeben. **Clericus** ſagt, in der von 1519: (*) allein von dieſem Jahre giebt es keine. Ich würde geneigt ſeyn zu glauben, daß es nicht eher, als in der von 1521 geſchehen ſey; weil auf dem Titel derſelben ausdrücklich gemeldet wird, daß dieſes Griechiſche Florilegium nun erſt caſtigatius, multisque adauctum adjectis epigrammatibus erſcheine. Doch ein anderweitiger Umſtand (und zwar dieſer, daß 1519 das Gedicht des Paulus dem Aldus bereits anderswo nachgedruckt worden) beweiſet, daß es ſich wenigſtens ſchon in ſeiner Ausgabe der Anthologie von 1517 müſſe befunden haben; wo es nicht gar bereits in der erſten von 1503 erſchienen war. Dem ſey indeß, wie ihm wolle: die Hauptſache kömmt auf die Art und Weiſe an, wie es Aldus zuerſt drucken laſſen; und dieſe iſt zuverläſſig ſo geweſen, wie ich ſie in der Ausgabe von 1521 vor mir ſehe. Da nehmlich die Zeilen deſſelben das Anakreontiſche Sylbenmaaß haben, und folglich nur ſehr kurz ſind: ſo ließ er es, zu Erſparung des Raumes, in geſpaltenen Columnen, zwey Zeilen neben einander, abdrucken; und zwar ſolchergeſtalt, daß in der erſten Spalte alle ungerade, in der andern Spalte hingegen alle gerade Zeilen

(*) Biblioth. choiſie, Tom. VII. p. 207.

zu ſtehen kamen, und man daher nicht Spalte nach Spalte, ſondern beyde Spalten queer durch, in jeder eine Zeile um die andere, leſen ſollte und mußte.

So natürlich nun dieſes war, beſonders da keine Linie die Spalten trennte; ſo ganz wenig Griechiſch man auch nur wiſſen durfte, um ſich in der Ordnung nicht zu irren: ſo allgemein war dennoch der Anſtoß, den man in allen andern Druckereyen, welche die Anthologie nach dem Aldus lieferten, daran nahm. Die Erben des **Philipp Junta** waren die erſten, die in ihrer Ausgabe von 1519, den lächerlichſten Fehler begingen, der nur immer daraus entſtehen konnte. Denn da ſie ſich einbildeten, daß man eine ganze Spalte nach der andern leſen müſſe, und wirklich laſen; dabey aber nicht genau eben ſo viele Zeilen auf eine Seite brachten, als bey dem Aldus waren: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welcher vortreffliche Wirrwarr in dem Ganzen daraus entſtehen mußte. Ohngefehr eben derſelbe entſtand, als hierauf **Badius**, in ſeiner Anthologie von 1531, in dem nehmlichen Wahne, das Gedicht auf ungeſpaltenen Seiten, es ſey nun nach einer Aldiniſchen, oder der Juntaſchen Ausgabe, abdrucken ließ. Ja endlich ging es in der Druckerey des **Henricus Stephanus** ſelbſt nicht beſſer, deſſen Ausgabe der Anthologie von 1566 in dieſem Punkte zu keinem geringern Schandflecke verſehen war.

Daß er gleichwohl, dieſer Schandfleck, an allen den drey gedachten Ausgaben, eine geraume Zeit ungerüget blieb, kam wohl vornehmlich daher, daß das Gedicht ſelbſt, als die Geburt eines ſpätern Griechen, von den Gelehrten

Gelehrten wenig geleſen ward, und die es noch etwa laſen, ohne Zweifel am liebſten eine Aldiniſche Ausgabe zur Hand nahmen, deren vierte 1551 erſchienen war. Dieſes muß wenigſtens der Fall des **Claudius Ancantherus** geweſen ſeyn, welcher 1586 zu Venedig **Pauli Silentiarii Hemiambia dimetra catalectica, in Thermas Pythias, latine facta Epico carmine**, drucken ließ. Denn ob er ſchon den Griechiſchen Text nicht beygefüget: ſo erhellet doch aus ſeiner Ueberſetzung, daß er den richtigen, welches damals noch der einzige Aldiniſche war, vor ſich gehabt, indem er es wohl hätte ſollen bleiben laſſen, in einem von den verſetzten überall den wahren Zuſammenhang zu finden. Ja dieſe verſetzten Texte müſſen ihm gänzlich unbekannt geweſen ſeyn, weil er ihrer weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen, die er ſeiner Ueberſetzung beygefügt, gedenket, welches er wohl ſonſt ſchwerlich zu Anpreiſung ſeiner Arbeit dürfte unterlaſſen haben.

Nur erſt 1591 bezeigte **Bonaventura Vulcanius**, daß er auf das Uebel, wenigſtens bey dem **Stephanus**, geſtoſſen; und half ihm ab. Er ließ nehmlich das ganze Gedicht, nachdem er es in Ordnung gebracht, aufs neue drucken, und eignete es dem Stephanus ſelbſt zu, der ihn eben mit ſeiner Muſa Principum monitrice beſchenkt hatte. **Mitto tibi** ἀντίδωρον, ſchrieb er ſeinem Freunde, **Pauli Silentiarii carmen, quod in Anthologia Epigrammatum Græcorum peſſime ab aliquo typographiæ tuæ** ἐπισκόπῳ **habitum, (neque enim adeo craſſum** ἁμάρτημα **in religioſam tuam diligentiam cadere poteſt) a me reſtitutum, et brevibus aliquot notis Emanuelis, niſi fallor,**

Chryſo-

Chryſoloræ illuſtratum, tuo nomini inſcripſi. Aus dieſen Worten erhellet zweyerley. Vors erſte, daß **Vulcanius** nicht gewußt, daß auch noch andere Ausgaben in gleicher Verdammniß ſich befinden. Zweytens, daß er auch wohl kaum die Quelle des Uebels gekannt; weil er ſonſt ſich allein die wiederhergeſtellte Ordnung ſchwerlich dürfte zugeſchrieben haben.

Einige Jahre darauf, trat **Fr. Morell** in die Fußtapfen des Vulcanius. Ob wiſſentlich, oder nur zufälliger Weiſe, kann ich nicht ſagen; weil ich ſeine Arbeit bloß aus dem **Mättaire** und **Fabricius** kenne. *Fredericus Morellus*, ſagt der leztere, ordini genuino reſtitutum poëma edidit ſeparatim, eodemque carminis genere reddidit, Paris. 1598. 8. folio, ut ſolet, fugitivo (*). Die Bibliothek hat verſchiedene von ſolchen flüchtigen Blättern des **Morell**: aber dieſes gerade nicht.

Und nun, wird man ſagen, war denn auch wohl der Nachläßigkeit unwiſſender Correctoren genugſam abgeholfen, und allen weitern Irrungen ſattſam vorgebauet. So ſollte man freylich denken. Doch wie manches arbeiteten die Gelehrten damals ſchlechterdings vergebens, als ihnen noch eine Gemächlichkeit abging, deren Wohlthat itziger Zeit, wegen einiger zufälligen ſchlimmen Folgen, von vielen ſchon wieder verkannt wird.

Denn als die **Wechelſchen** Erben 1600 ihre Ausgabe der Anthologie, die brauchbarſte unſtreitig, die wir noch bis itzt haben, veranſtalten lieſſen, ſo war es für den Gelehrten, der ſie beſorgte, gerade als ob niemals ein

Vulca-

(*) Bibl. Gr. Libr. III. c. 28. p. 327.

Vulcanius und **Morellus** in der Welt geweſen wären; wenigſtens, als ob ſie nie in dem Felde gearbeitet hätten, das er ſich neu anzubauen gebrauchen ließ. Er gab das Gedicht des **Paulus Silentiarius** vollkommen in der Unordnung wieder abzudrucken, wie er es bey dem Stephanus gefunden hatte; ohne ſich im geringſten zu bekümmern, ob es einen Verſtand gäbe, oder nicht. — Doch, um was bekümmert ſich ein Herausgeber, der dem Buchhändler ſeine Dienſte vermiethet, ohne ſich zu nennen? Weit befremdender iſt das, was nun folgt.

Nach funfzig Jahren ohngefehr, war das, was **Vulcanius** und **Morellus** für das Gedicht des **Paulus Silentiarius** gethan hatten, ſo völlig vergeſſen; war was Morellus ins beſondere dafür gethan hatte, ſelbſt in Frankreich ſo völlig vergeſſen: daß zwey der größten franzöſiſchen Gelehrten das nehmliche Gedicht noch für ein wahres Räthſel anſahen, deſſen Auflöſung der eine nur eben zu errathen wagte. **Bochart** und **Huet** waren dieſe Männer; deren letzter die Sache ſo gar für werth hielt, ſie, als keine von den geringſten ſeiner litterariſchen Thaten, der eignen Lebensbeſchreibung einzuverleiben.

Ich muß die ganze Stelle aus ſeinem Commentario de rebus ad ſe pertinentibus anführen. (*) Per illud tempus, das iſt, gegen 1654, ſchedulam miſit ad me Bochartus, qua rogabat, ſi mihi eſſet ad manum Anthologiæ exemplar aliquod, in quo reperiretur carmen Pauli Silentiarii de Thermis Pythicis, id ad ſe mitte-

(*) Libr. III. p. 144.

mitterem, deque illo carmine quid ſentirem, ac præſertim quid eſſe putarem Περσικὴν πιττάκην, cujus illic ſit mentio: ſe quidem pro πιττάκη, quæ vox ignorabilis eſſet, legendum cenſere πακτηκή. Mihi certe viſa eſt primo conſpectu maxima ineſſe carmini huic rerum omnium perturbatio; neque ullum inde excipi poſſe ſenſum ſperavi. Nec aliter cenſuit Bochartus; cui tamen re attentius deinde explorata ſignificavi deprehendiſſe me, exceptos fuiſſe carminis hujus verſiculos ex veteri codice, in quo propter brevitatem ita eſſent deſcripti, ut in ſingulis pagellis binas conſtituerent columnas; ſed eo ordine, ut inter legendum primo prioris columnæ verſui primus alterius columnæ verſus eſſet ſubnectendus; ſecundo prioris ſecundus alterius; et ſic porro in conſequentibus; at aliter factum ab incauto et imperito Librario, qui nulla habita ſenſuum ratione, totam priorem deſcripſit columnam, et totam deinde alteram, atque idem peccatum eſſe in ſequentibus pagellis; unde enata eſſet iſta verſuum et ſenſuum confuſio, que facile ſanari poſſet, ſi reſtituto legitimo ordine ſuas ſedes ſingula repeterent: in vocabulo autem πιττάκη nihil mutandum; nomen quippe id eſſe regionis Pſittacenes, quæ et Pittace, et Sittace, et Pſittace dicebatur. Eben dieſes, wenn ich nicht irre, oder doch ungefehr eben dieſes, wiederhohlte **Huetius** in ſeinen Anmerkungen über die Anthologie, die ich gegenwärtig nicht nachſehen kann. Und was ſoll man dazu ſagen? Ich komme auf meine obige Anmerkung zurück: wären zu der Zeit des **Vulcanius** und **Morellus** ſchon gelehrte Anzeigen und Tagebücher im Gebrauche geweſen, ſo wären

ren ihre Sachen, ſo klein ſie waren, ohnſtreitig bekannter geworden, und länger bekannt geblieben. So aber wurden ſie gedruckt, und kamen aus den Läden, um in den Bibliotheken vergraben zu werden; und niemand konnte ſie anders, als durch den eignen Gebrauch, kennen lernen. Dergleichen kann itziger Zeit ſchwerlich mehr auch dem mittelmäßigſten Gelehrten begegnen, was hier einem **Bochart** und **Huet** begegnete.

Ja eben dieſes muß vorher auch dem **Grotius** begegnet ſeyn. Auch Grotius muß ſich in das verſchobene Gedicht nicht zu finden gewußt haben; auch ihm muß die Arbeit des Vulcanius und Morellus nie zu Geſichte gekommen ſeyn: denn er hatte in ſeinem Exemplare der Anthologie das mißgehandelte Gedicht nicht allein unüberſetzt gelaſſen; ſondern gar, es gänzlich durchſtrichen.

Dieſes lerne ich vom **Clericus**, der 1705 vorhatte, die Anthologie mit der Ueberſetzung des Grotius drucken zu laſſen, und eben ſo wenig das Verdienſt des Vulcanius und Morellus um das Gedicht des **Paulus Silentiarius** kannte. Denn er war gänzlich der Meynung, daß man die Entdeckung von Verſetzung deſſelben in des Stephanus und andern Ausgaben, lediglich dem **Huetius** zu verdanken habe (*).

Daß dieſes nicht ſey, hat nun freylich ſchon **Fabricius** angemerkt, deſſen unbegreiflichem Fleiſſe weder die zwey ältern eigentlichen Wiederherſteller (**), noch die noch ältere Metaphraſis, wie er ſie blos nennet (***),

K ent-

(*) Bibl. choiſ. T. VII. p. 209.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 699.

(***) Ibid. Lib. V. cap. 5. ſeu Vol. VI. p. 280.

entgangen waren. Sie waren ihm nicht entgangen, ſage ich, nach ihren Titeln nicht: ob ſie ihm aber ſelbſt vorgekommen, daran muß ich mit Grunde zweifeln. Doch nehme ich den **Morellus** aus; von dem ich nicht urtheilen kann, weil ich ihn ſelbſt nicht geſehen. Von den andern beiden ſind ſeine Nachrichten nicht ſo genau, als er ſie ſonſt wohl zu ertheilen pflegt, ſo oft er mit ſeinen eigenen Augen ſehen können.

Von dem einen ſagt er nehmlich: de Pauli Carmine *in Thermas Pythias* iam addere liceat, quod idem prodiit Venetiis cum Metaphraſi latina *Claudii Acantheri* a. 1586. Der Mann heißt nicht **Acantherus**, ſondern **Ancantherus**: ein ſonſt überall ſehr unbekannter Mann, von dem ich weiter nichts zu ſagen weiß, als daß er zu Padua gelebt, ein Medicus geweſen, und mit unſerm **Paulus Meliſſus** gute Freundſchaft gehalten; wie ich aus einigen von den Gedichten ſehe, die er ſeinem Werke beygefügt. Auch dürfte man aus dem bloſſen Worte Metaphraſis nicht ſo leicht abnehmen, daß es eine poetiſche Ueberſetzung in Hexametern iſt; ſo getreu und wörtlich, als eine dergleichen Ueberſetzung ohngefehr ſeyn kann. Sie beſtehet indeß doch nur aus 170 Zeilen, da das Original deren 190 hat, die aber freylich weit kürzer ſind. Endlich ſollte man aus den Worten des **Fabricius** ſchlieſſen, daß **Ancantherus** auch den Griechiſchen Text mit abdrucken laſſen. Doch dieſes iſt nicht geſchehen: wohl aber hat er nicht ganz unnütze Anmerkungen, die mehrentheils die Sachen, und nur einigemal die Worte betreffen, hinzugethan; und dann, auſſer ſchon erwähnten Gedichten, noch eine Diſſertation de Thermis.

Digitized by Google

Von dem andern, dem **Vulcanius**, ſagt Fabricius gleichfalls nicht ganz richtig: Silentiarii Poemation nitori ſuo reſtitutum Græce ſubjecit Gregorii Cyprii encomio maris Lugd. Bat. 1591. 8. Es iſt zwar wahr, daß beide dieſe Stücke hinter einander ſtehen: aber das erſte iſt kein Anhang von dem zweyten; ſondern beide ſind Anhänge von einem dritten, nehmlich von dem Ariſtoteles de Mundo, wie ihn **Vulcanius** im gedachten Jahre in der Plantinſchen Officin drucken laſſen.

Wenn nun aus dieſem allen mehr als zur Gnüge erhellet, daß die Hülfsmittel, deren ein neuer Herausgeber der Anthologie zu dem Gedichte des **Paulus Silentiarius** bedürfte, ſehr ſelten und ſehr zerſtreuet ſind; in unſerer Bibliothek aber, wie geſagt, mehrere vielleicht davon vorräthig, als ſonſt irgendwo: ſo ſollte ich meynen, daß es ſchon daher nicht überflüßig ſeyn dürfte, wenn ich mit Zuziehung derſelben, aus dem Eingangs gedachten Manuſcripte, das ganze Gedicht hier wieder abdrucken lieſſe; mit Anhängung der noch nie gedruckten Scholien, die ſich dabey befinden, von was für einem Werthe dieſe nun auch immer ſeyn mögen.

Ich habe aber noch eine andere Urſache hierzu, welche unſere Bibliothek, oder die Gudiſchen Manuſcripte, die man gegenwärtig in unſerer Bibliothek ſucht, beſonders angehet. Nehmlich dieſe, daß **Fabricius** an dem obgedachten Orte, wo er den **Ancantherus** nachhohlet, auch noch dieſen Zuſatz macht: quod in Codice MS. Mediceo ſcamn. LV. num. 7. *cujus apographum fuit inter libros Gudianos*, inſcriptio carminis auctorem innuit non Paulum qui imperante Iuſtiniano vixit, ſed alterum longe junio-

rem Paulum Silentiarium clarum temporibus Conſtantini Porphyrogeniti. Ich will von dieſer Meynung, den Verfaſſer betreffend, am Ende reden; und hier nur ſo viel anzeigen, daß ſich beſagte Abſchrift unter unſern Gudiſchen Manuſcripten nicht findet, auch nicht einmal in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben aufgeführet iſt. Ein Abgang, der einem Gelehrten in Deutſchland, welcher auf die Nachweiſung des Fabricius gerechnet hätte, nicht angenehm zu vernehmen ſeyn dürfte! Und dieſen allenfalls deßwegen ſchadlos zu halten, ſey es mir um ſo viel mehr erlaubt, meinem Einfalle zu folgen.

Ich denke auch, daß es ſo ziemlich eine volle Schadloshaltung ſeyn ſoll. Denn allem Anſehen nach, iſt unſer Manuſcript wenigſtens eben ſo gut, als das zu Florenz, von welchem die Abſchrift des **Gudius** genommen war, und welches wir nun aus dem **Bandinius** näher kennen, in deſſen Catalogo Codicum Græcorum Bibliothecæ Laurentianæ, Tom. II. p. 256. es noch unter eben der vom **Fabricius** bemerkten Nummer vorkömmt. Es heißt daſelbſt Codex Græcus chartaceus MS. in 4. min. Saec. XV. charactere ut plurimum minuto et evanido. Hiergegen nun unſer Manuſcript gehalten, ſo iſt es von dem nehmlichen Formate, aber von durchaus gleicher, nicht allzu kleiner, leſerlichen Schrift. Auch iſt es zuverläſſig älter; denn es iſt aus dem vierzehnten Jahrhunderte, wie ſolches nicht allein der Augenſchein glauben läßt, ſondern auch die Jahrzahl 1364 bezeugt, die eine neuere Hand auf den Schnitt geſchrieben, und die ſich irgendwo in dem Codex ſelbſt finden muß, wo ich ſie aber noch nicht entdecken können. Etwas beſonders iſt hierbey noch dieſes, daß in dem Florentiniſchen

Digitized by Google

rentiniſchen Manuſcripte ſich unſer Gedicht gleichfalls, nicht allein unter Epigrammen aus der Anthologie des Planudes, ſondern auch in Geſellſchaft eben derſelben Stellen des **Antoninus** findet, in deren ich es hier erblicke. Verſchiedne von dieſen Stellen hält **Bandinius** noch für unedirt, wenigſtens hat er ſie in ſeiner Ausgabe des Antoninus nicht gefunden. Ich verſpare die genauere Anzeige hiervon, auf einandermal; und mercke von unſerm Gedichte nur noch weiter an, daß auch die Scholien deſſelben, welche das Florentiniſche Manuſcript hat, aus dem Anfange zu urtheilen, den **Bandinius** davon anführt, die nehmlichen ſind, welche in unſerm vorkommen. Sie ſind, ein Paar Stellen ausgenommen, von ganz und gar keinem Belange. Da ſie indeß auch noch in zwey bis drey andern Florentiniſchen Handſchriften anzutreffen (*), woraus man auf ihre Wichtigkeit ſchlieſſen könnte, ſo würde man mir es vielleicht verdenken, wenn ich ſie vernachläſſigen wollte. Dergleichen Dinge muß man manchmal mit drucken laſſen, um zu zeigen, daß ſie ohne Schaden hätten ungedruckt bleiben können.

Es folgen nun alſo, erſt das Gedicht, hierauf die Scholien, und dann einige Anmerkungen, die ſich gröſtentheils auf die angenommenen Lesarten des Textes beziehen werden.

(*) Welche **Bandinius** T. II. p. 390. p. 464. und T. III. p. 110. anführt.

Digitized by Google

ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ
εἰς τὰ ἐν πυθίοις θερμά

ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

ΒΟΥΛΕΙ μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,
Πῶς καὶ πόθεν νοοῦσι
Φανὲν πρόκειται πᾶσιν
Ἀνάργυρον δώρημα,
Καὶ προσφιλὲς γάννυσμα;
Ἔγωγε τοῦτο δείξω,
Ἐγὼ φέρων διδάξω,
Ὅσον σοφοὶ νοοῦσιν,
Ὅσον φύσις παιδεύει,
Καὶ πεῖρα συνδικάζει.
Πρόσχες· φράσων γὰρ ἥκω.
Ἔνερθε γῆς σήραγγας,
Εἶναι στενὰς νοοῦσιν,
Ὕδωρ ἐκεῖθεν ἔνθεν
Ἀντιτρέχον πιλεῖσθαι,
Πιλούμενον δὲ, θέρμην
Οὐ τὴν τυχοῦσαν πάσχειν.
Ἄλλοι λέγουσι τοῦτο·
Μέταλλά που θειώδη
Γῆς ἐν μυχοῖς ὑπάρχειν.
Τὸ γειτονοῦν οὖν νᾶμα,
Θέρμης τυχὸν βιαίας
Κάτω μένειν οὐκ ἴσχον,
Ἄνω τρέχει τῷ πλήθει.
Ποῖον δέχῃ; τὸ πρῶτον;

Ἀλλ'

Digitized by Google

Α'λλ' ὀυ δέδεγμαι τοῦτο.
Τῷ δευτέρῳ σύμφημι.
Ο'δμὴ γὰρ ἔστιν, οἶδας,
Μυδῶσα, δυσπνοῦσα,
Τρανὸν τε μαρτυροῦσα.
Οὕτως προῆλθε πᾶσι
Τὸ θερμόβλυστον ῥεῖθρον,
Ἱπποκράτης ἄψυχος,
Τέχνης ἄνευ Γαληνὸς.
Πίστις δὲ τούτου, νῆσος
Τὸ πῦρ ἄνω φυσῶσα,
Πολλῷ βρέμον σὺν ἤχῳ,
Πολλῇ τε σὺν κινήσει.
Οἶδεν φέρειν τοιαῦτα,
Τιτανία Μηδίας,
Καὶ περσικὴ Πιττάκη
Καὶ Λυδία, πλουτοῦσα
Μεταλλόχρυσον γαῖαν.
Η'ρακλέων στηλῶν δὲ
Πόῤῥω, πέφυκε πλεῖστα.
Ε'ν δ' αὖγε Πιθηκούσαις
Καὶ Λιπάρᾳ τῇ νήσῳ,
Α'φεγγὲς ἐστὶν ἆθμα,
Ο' νυκτί περ παμφαῖνον,
Πέμπει λίθους θειώδεις,
Πολυψόφους, βροντώδεις,
Ο'ψει τὸ πᾶν δηλοῦντας.
Ε'στι δὲ μικρὰ ταῦτα
Πρὸς ἄλλα κρείττω μείζω.
Πηγὴ τελεῖ γὰρ λήθην·
Α'λλη μέθην ποιεῖ δὲ·
Α'λλη δ' ἔλαιον βλύζει·
Α'λλη γάλα προτείνει.
Καὶ που τραχάζει νᾶμα,

Πτηνῶν ἄκος νοσούντων.
Καί που ποθοῦσιν οἶνον,
Μίσητρόν ἐςιν ὕδωρ.
Καί που μέσον θαλάσσης
Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται.
Καὶ χασμάτων ἐκπνεῖται
Προλεκτικόν που πνεῦμα.
Ἄσφαλτον ἄλλη γῆ δὲ,
Πῶς ἐξάγει· τί τοῦτο;
Ὦ θαυμάτων τὸ θαῦμα.
Πηγὴ ψόγῳ θολοῦται,
Αἰνουμένη δὲ λάμπει.
Ἄλλοι λέγουσιν ἄλλην,
Κρυπτοὺς δόλους ἐλέγχειν.
Ἄλλην καθαρτικὴν δὲ
Χυμῶν μόνων θρυλλοῦσιν.
Ἄλλην δέμας κρατύνειν
Χαῦνον διϊςεροῦσιν.
Ὕδωρ πικρὸν τελεῖ δὲ
Φῶς ἡλίου καυσῶδες,
Ὃ νὺξ γλυκαίνειν οἶδεν
Εἰς ἡδύληπτον ἕλξιν.
Ὄλβος δὲ πηγῆς ἐςὶ,
Φύσιν κάτω τὴν κούφην,
Ὁλκὴν δὲ τὴν βαρεῖαν
Ἄνω φέρων τὴν ἄχνην.
Ἄλλος δὲ ῥοῦς μικρός σοι,
Ὃς σωμάτων τὰς θλάσεις,
Ὀςῶν τε τὰς κατάξεις
Σφίγγει, τρέφει, πιαίνει.
Θέλεις προσοίσω πλείω;
Ἔςιν λεγοῦσι νᾶμα,
Ὅπερ βαλὼν εἰς ἄγγος,
Εἰ νυξὶν αἰθριάζοις,

Digitized by Google

Κρυςαλλόπηκτον ἔυροις.
Ἔςιν λέγουσιν ἄλλο,
Ἐξ ὃυ πιεῖν προκύψας,
Δῦνον βλέπει σε φεῦγον
Γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις.
Ἔςιν δὲ ῥοῦς, ὢ θαῦμα,
Ὃς ἐι δεδέξεταί τι,
Λίθον τελεῖ τὸ πρᾶγμα,
Ἐν ἡμέραις οὐ πλείςαις.
Ἄλλην λέγουσι κρήνην,
Βραχὺ βρύουσαν ὕδωρ,
Ἥτις παρόντος ὄχλου
Πλείω δίδωσι ῥεῖθρα.
Ἄλλην δέ που πιςοῦνται,
Ἢ χείματος παρόντος
Ἄνικμός ἐςι πᾶσα,
Προχεῖ θέρους δὲ νᾶμα·
Ἄλλην ἀκούεις πάντως
Ὕδωρ φέρειν νιτρῶδες,
Ὡς ῥυμμάτων μὴ δεῖσθαι
Λελουμένους ἐκεῖθι.
Θερμὰ προχεῖ δὲ λίμνη,
Ὡς μὴ πίνεσθαι ζώοις·
Ὄζει γὰρ ὥς τι πῦον,
Ἡ σῆψις ἄλλης ὕλης.
Ἐκεῖ λέγουσιν ἐῖναι
Πολλὰς φυτῶν ἀιγείρους
Ἤλεκτρον ἐξαγούσας,
Τὸ χρυσόμορφον ἐιδος.
Τίκτει δὲ τοῦτο πρῶτον
Ὡς δάκρυον γλοιῶδες,
Ἔπειτα δὲ πετροῦται.
Ὢ τοῦ ξένου μετάλλου.
Δεῦρο φράσω καὶ τἄλλα.

Φέρει τόπος τὶς λίμνην
Μικρὰν, λίαν κυκλώδη,
Πρὸς ἣν θέλων λουθῆναι,
Πεπλησμένην εὑρήσεις,
Ἕως δὲ πεντήκοντα
Λελουμένους καθαίρει.
Εἰ δ' αὖ τὶς αὐτῇ πλείους
Ἄνδρας φέρει λουθῆναι,
Ἔξω τρέχουσα ῥίπτει
Τοὺς ἀκρίτως τρυφῶντας.
Πέτρας καπνὸς δ' ἐξέρπει,
Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον,
Ὅπερ σαφῶς ἀνάψεις
Ἔλαιον ἅπερ στάξεις.
Ἄλλη δέ τις βραχεῖα,
Πῦρ ἐξέθαλψε πέτρα.
Εἰς ἣν ἔλαιον ῥαίνων
Πάντως σβέσεις τὸ φαῖνον.
Δέλτοι φέρουσιν ἄλλην,
Ὥρᾳ θέρους βαθείᾳ,
Πῦρ ἐξ ὀπῆς ἀνίσχειν,
Χειμῶνος ὕδωρ ῥεῖν δέ.
Λίθους ἔχει δὲ ῥεῖθρον
Ἅπτοντας αἰεὶ δᾷδας,
Οὓς ῥιπίδι ψυχάζων,
Τὸν φλογμὸν ἐκπραΰνεις,
Εἰ δ' αἷμα ῥαίνων σπείσεις,
Τὸ πῦρ πλέον τυφοῦται.
Ἄλλης ὀπῆς ὠθεῖται,
Ὕδωρ τε καὶ πῦρ μίγδην,
Καὶ τὴν φίλεχθρον μῖξιν
Τετρακτύος πιστοῦται.
Οὕτω φύσεις ἀπείρους
Ὁ δεσπότης ἁπάντων

Κτίζων

Digitized by Google

Κτίζων, ἄγων, ἰθύνων,
Κιρνῶν, πλέκων, ὡς οἶδε,
Πρὸς θαῦμα καὶ λατρείαν
Φύσεις σαφῶς ἐγείρει.
Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.
Ἄγνωςόν ἐςι πνεῦμα,
Ἄῤῥητόν ἐςι πρᾶγμα,
Ἄληκτόν ἐςι θαῦμα,
Ἀναρχοφωτόμυςον,
Ἀῤῥητολεπτόπνευςον,
Κόσμους φέρων καὶ βίους,
Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ,
Ἐν ἐνδίκῳ προνοίᾳ.
Οὕτως τὰ μὲν κατεῖδον,
Τὰ δ' αὖ βίβλοι βοῶσιν,
Τὰ δ' αὖ ξυνῆξε πεῖρα.
Καὶ πίςις ἐςὶ πάντως
Τὰ δῆλα τῶν ἀδήλων,
Τὰ μικρὰ τῶν μεγίςων.
Τούτων σκοπῶν τὸ θαῦμα,
Οἶδα πλέον ποθήσεις,
Τὴν τρισσόφωτον φαῦσιν·
Ποθῶν δὲ, καὶ ζητήσεις·
Ζητῶν δὲ, καὶ θεώσεις
Μετουσίᾳ τὸ κρεῖττον.

ΣΧΟΛΙΑ·

Digitized by Google

ΣΧΟΛΙΑ.

2. Ἄτεχνον τὸ μὴ μετὰ τέχνης καὶ ἐνεργείας τινὸς γινόμενον καθ' ὃ λέγεται ἐνταῦθα· ᾧ ἐναντίον τὸ τεχνητόν. ἄτεχνον καὶ ὃ εἰργάσατο μέν τις, ȣ μὴν ἐντέχνως. ᾧ ἐναντίον τὸ ἔντεχνον. ἄτεχνος καὶ ὁ μὴ εἰδὼς τέχνην, ἢ ὁ εἰδὼς μὲν, ου μὴν καλῶς· ᾧ ἐναντίον ὁ τεχνικός. καὶ ἄτεχνος ζωὴ παρὰ τῷ Θεολόγῳ Γρηγορίῳ ἡ χωρὶς τεχνῶν συνιςαμένη.

11. Τὸ πρόσχες διὰ δύο σσ ὤφειλε γράφεσθαι. ἐπεὶ δὲ κακόφωνον ἐγίνετο ȣ̃τως, ἀποβάλλει τὸ ἓν σ. καὶ τὸ πρόσχημα διὰ ταῦτα ἀποβάλλει τὸ σ, ἀπὸ τῆς πρὸς προθέσεως καὶ τȣ̃ σχῆμα συντιθέμενον, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

13. Ὅ παρὰ τοῖς κοινοῖς κάτωθεν, τȣ̃το παρὰ τοῖς ποιηταῖς ἔνερθεν· δηλοῖ γὰρ κίνησιν ἀπὸ τῶν κάτω· ὡς ἐν τῷ, ὁ δ' ἀντιγέγωνεν ἔνερθεν, ἤγȣν κάτω· ἐνταῦθα δὲ ἀντὶ τȣ̃ κάτω κεῖται καὶ ὑπὸ τὴν ἐπιφάνειαν.

49. Ἄσθμα ἡ ἀναπνοή· ἀὴρ ȣ̃τος ὃν ἀναπνέομεν. ἄνεμος ἀήτης ποιητικῶς· καὶ αὖρα, ἀὴρ κινηθείς. διαφέρȣσι δὲ ἀλλήλων, τῷ τὴν μὲν αὖραν ἐπὶ τῶν ἐξ ὑγρȣ̃ ἐκπνοῶν τάττεσθαι· τὸν δὲ ἄνεμον, ἐπὶ τῶν ἐν ἀέρι πνευμάτων· τὰ πνεύματα δὲ καὶ τȣ̀ς ἀήτας ἐπὶ παντὸς ἀέρος κινηθέντος.

50. Νυκτὶ παμφαῖνον, ἤγȣν κατὰ τὴν νύκτα· παμφαῖνον δὲ, ἤγȣν λάμπον. Τὸ πᾶν δὲ ἐν αὐτῷ ἐπίτασιν δηλοῖ τῆς λαμπρότητος.

63. Μίσητρον τὸ μῖσος ἐμποιȣ̃ν· φίλτρον δὲ τὸ φιλίαν ἐμποιȣ̃ν. κατὰ ταῦτα λέγεται καὶ θέλγητρον τὸ ἐμποιȣ̃ν τέρψιν· καὶ φόβητρον τὸ ἐμποιȣ̃ν φόβον καὶ ἕτερα.

76. Χυμοὶ τὰ ἐν τοῖς ζώοις ςοιχεῖα· ἤγȣν τὸ αἷμα, τὸ φλέγμα καὶ τὰ λοιπά· ἀφ' ȣ̃ εὔχυμος τροφὴ ἡ εἰς καθαρȣ̀ς χυμȣ̀ς μεταβαλλομένη, καὶ κακόχυμος τὸ ἐναντίον· καὶ χύσις, ἀφ'

Digitized by Google

ἀφ᾽ ȣ̓ ἔκχυσις, σύγχυσις, πρόχυσις, καὶ ὑπέρχυσις, ψιλά. Χοῖρος δὲ καὶ χοιρίδιον, καὶ χοιὰκ ὁ δεκέμβριος παρ᾽ αἰγυπτίοις, καὶ χοιράδες πέτραι περὶ τὸν ἑλλήσποντον, ἃς ἐμυθεύοντο συνέρχεσθαι ἀλλήλαις καὶ εἴργειν τὰς ναῦς εἰσιέναι εἰς τὸν εὔξεινον πόντον, δίφθογγα.

76. Θρυλλȣ̃σιν ἀντὶ τȣ̃ ᾄδȣσιν, ἤγȣν φημίζȣσι· τὸ γὰρ ᾄδειν ἐνίοτε μὲν τὸ ψάλλειν δηλοῖ· ἐνίοτε δὲ τὸ φημίζειν· ȣ̓δέποτε δὲ τὸ ἁπλῶς λέγειν.

81. 125. Γλυκὺς καὶ ὅσα ἀπ᾽ αὐτȣ̃, γλυκίων, γλυκύτερος, γλυκύτατος· γλυκαίνω καὶ γλυκασμὸς· γλυκέρα ἑταῖρά τις· γλυκέριος, ὄνομα κύριον, ψιλά. γλοιῶδες δὲ ἐπὶ τῶν παχέων ὑγρῶν καὶ κολλητικῶν, δίφθογγα.

85. Ὁλκὴ ὁ ςαθμὸς· ἀπὸ τȣ̃ ςαθμȣ̃ δὲ βαρύςαθμον τὸ βαρεῖαν ὁλκὴν ἔχον.

90. Σφίγγω· σφίγξ ἐπὶ θηλυκȣ̃· ἦν δὲ αὕτη κατὰ τὸν τῶν ἑλλήνων μῦθον, τερατῶδες ζῶον ἀνθρωπόμορφον· σφιττὸς δῆμος ἐν ἀθήναις· καὶ σφίσιν ἀντὶ τȣ̃ αὐτοῖς ἢ αὐταῖς, ἐπὶ τῆς πρωτοτύπȣ ἀντωνυμίας, ῐ. Σφὴξ δὲ ἐπὶ ἀρσενικȣ̃ ζωΰφιόν τι μελίττῃ ἐμφερὲς· καὶ σφηκία ἡ συνθήκη τȣ̃ μέλιττος τῶν σφηκῶν· καὶ σφηκῶ τὸ δεσμεύω· καὶ σφηκία καὶ σφηκώδης, ὁ τὰ ἐπὶ τὴν ὀσφὺν λεπτὸς· καὶ σφῆσι ταῖς ἰδίαις· ἡ εὐθεῖα ἡ σφὴ καὶ σφὴν σφηνὸς· καὶ ἐσφηνωμένον δέρμα τὸ πεπυκνωμένον· καὶ σφηκίσκος τὸ εἰς ὀξὺ ἐξεσμένον ξύλον, η. Σφεῖς δὲ ἀντὶ τȣ̃ αὐτοὶ ἐπὶ τῆς εὐθείας τῶν πληθυντικῶν τῆς πρωτοτύπȣ ἀντωνυμίας, καὶ σφείων ἐπὶ γενικῆς ποιητικῶς ἀντὶ τȣ̃ σφῶν, ἀπὸ τȣ̃ σφέων κατὰ πλεονασμὸν τȣ̃ ῑ, δίφθογγον.

95. Κρύςαλλος τὸ πεπηγμένον ὕδωρ ὑπὸ ψύχȣς· κρύος τὸ ψύχος· κρυμὸς τὸ αὐτό· κρυερὸς ὁ ψυχρὸς· κρύπτω, κρυπτὸν τὸ κεκρυμένον, κρυφίως, κρύφα ἀντὶ τȣ̃ κρυφίως, καὶ κρύβδην τὸ αὐτὸ, ψιλά. κροῖσος δὲ κύριον, ὃς ἦν βασιλεὺς τῶν λυδῶν, δίφθογγον.

Digitized by Google

65. 114. Ρῦσις ἡ χύσις· καὶ ῥύαξ ῥύακος, τὸ κοινῶς ῥυάκιον· καὶ ῥυμὸς ὁ τȣ̃ ἀρότρȣ ὃς καὶ ἱςοβοεὺς λέγεται, καὶ ὁ τῆς ἁμάξης, ἤγȣν τὸ ἐπὶ τὸν ζυγὸν τεῖνον· καὶ ῥυτῆρες αἱ ἡνίαι, ἤγȣν ἱμάντες τȣ̃ χαλινȣ̃· καὶ ῥύομαι τὸ λυτρȣ̃μαι, ἀφ' ȣ̃ ῥύσιον τὸ λυτήριον· καὶ ῥύσσα τὰ μὴ τεταμένον ἔχοντα τὸ δέρμα καὶ λεῖον, ἀλλὰ τραχὺ καὶ ἀπολελυμένον δι' ἔνδειαν σαρκῶν, ὡς πτύχας ποιεῖν, οἷον τὸ τῶν γεγηρακότων καὶ τῶν μεμαρασμένων καρπῶν· καὶ ῥύγχος ἐπὶ κυνὸς ὅπερ ἐπὶ τῶν ὀρνέων ῥάμφος, ἤγȣν τὸ ἄκρον τῆς ῥινὸς τȣ̃ κυνός· καὶ ῥύπτω τὸ καθαίρω, ἀφ' ȣ̃ ῥύμματα τὰ καθάρματα· καὶ ῥύμη ὁ ςενωπός· καὶ ῥυπόω ῥυπῶ, καὶ ῥυπὸς καὶ ἐῤῥυπωμένα ἱμάτια, καὶ ἕτερα διὰ τȣ̃ ῡ ψιλοῦ γραφ. ῥοιὰ δὲ ὁ καρπὸς τῆς κοινῶς ῥοϊδέας, ἧς τὸ δένδρον ῥόα· καὶ ῥοῖζος ὁ ἦχος τȣ̃ πυρός, καὶ ῥοιζηδὸν τὸ μετὰ ῥοίζȣ· καὶ ῥοιβδεῖν καὶ ἀναῤῥοιβδεῖν τὸ μετὰ ἤχȣ ἀναπέμπειν τί, διφθόγγως.

120. Ἑκάβη, ἑκάτη δαιμόνιόν τι, ἕκτωρ, ἐκεῖ, ἑκών, ἑκυρὸς ὁ πενθερὸς, ἕκηλος ὁ ἥσυχος, καὶ ἑκὰς ἀντὶ τȣ̃ μακρὰν, ἀφ' ȣ̃ τὸ ἀνέκαθεν ἀντὶ τȣ̃ ἄνωθεν, καὶ ἑκηβόλος ἀπόλλων ὁ τοξικὸς καὶ μακρόθεν πέμπων τὰ βέλη, καὶ ἑκάεργος, καὶ ἑκατηβόλος ὁ αὐτὸς καὶ ἑκατηβελέτης, καὶ ἑκάτερος, καὶ ἕκαςος, καὶ ἑκαςαχȣ̃ ἐπίῤῥημα ἀντὶ τȣ̃ ἐν ἑκάςῳ μέρει, καὶ ἑκατὸν καὶ ἔκτρωμα τὸ ἀμβλωθὲν βρέφος, καὶ ἐκμαγεῖον ἐπὶ τῶν κηρῶν τῶν τυπȣμένων τῷ δακτυλίῳ, καὶ ἀποματτομένων τὸν ἐν αὐτῷ χαρακτῆρα, καὶ ἀπὸ τȣ́τȣ ἐπὶ πάντων φυλαττόντων ἀπαράλλακτον εἰκόνα τȣ̃ ἀρχετύπȣ, καὶ ἐκμάσσω τὸ ἀποσπογγίζω, ψιλά. Αἶκνον δὲ τὸ δεῖπνον, καὶ αἰκάλλω τὸ θέλγω καὶ ἀπατῶ, ἀφ' ȣ̃ αἰκάλη ἡ ἀπάτη, καὶ αἴκα ἀντὶ τȣ̃ ἐὰν δωρικῶς, ἀπὸ τȣ̃ ει συνδέσμȣ καὶ τȣ̃ κεν, ȣ̃τοι γὰρ τρέπȣσι τὸ ε̄ εἰς ᾱι, δίφθογγα.

121. Αἴγειρος· καὶ αἰγεὺς ἥρως παρ' ἀθηναίοις· καὶ αἰγεῖον ἡρῷον αὐτȣ̃ ἐν ἀθήναις· καὶ αἰγηῒς ἀπὸ τȣ́τȣ φυλὴ ἐν ἀθήναις, ὅθεν οἱ φυλέται αἰγεῖδαι· καὶ αἰγανέα τὸ ἀκόντιον· καὶ αἶγες· καὶ αἰγὶς, αἰγίδος, τὸ δέρμα τῆς ἀμαλθείας, ὅ φασι σείων ὁ ζεὺς φοβερὸς ἐγίνετο· καὶ αἰγιαλία δῆμος ἐν ἀθήναις ὅθεν ὁ δημότης αἰγιαλεὺς, δίφθογγα. Ἐγὼ δὲ ἀντωνυμία καὶ ἐγείρω· καὶ

ἐγγύη

Digitized by Google

ἔγγυη καὶ ἐγγυῶμαι, ἀφ᾽ ἧ Φερέγγυος ὁ ἀξιόχρεως, καὶ ὑπέγγυον τὸ ὑπόχρεων, ψιλά.

127, Τὸ ὦ μετὰ κλητικῆς, ἔδέποτε ὀξύνεται· ἐι γὰρ καὶ ἔκπληξιν ὁ λόγος ἔχει καὶ θαῦμα· οἷον ὦ ἡράκλεις, ὦ θαῦμα θαυμάτων· οὐ μόνον γὰρ τὸ ὦ ἐν τέτοις ἐμφαίνει τὴν ἔκπληξιν καὶ τὸ θαῦμα, ἀλλὰ μετὰ τῶν κλητικῶν· ὅτε δὲ ἐπάγεται γενικῇ, ἐξ ἀνάγκης ὀξύνεται· τότε γὰρ πάντως ἢ σχετλιάςικόν ἐςὶν· οἷον ὢ τῆς ἐμῆς ἀθλιότητος· ἢ θαυμαςικὸν, οἷον ὢ τȣ̃ ξένȣ μετάλλȣ, διὸ καὶ τὴν γενικὴν ἔχει ἐπαγομένην.

149. Τὸ ἀνίσχειν ἐπὶ τῆς ἀνατολῆς λέγεται τȣ̃ ἡλίȣ, καὶ ἐπὶ τῆς ἀναβλαςήσεως τῶν βοτανῶν, καὶ ἀπὸ τέτȣ καὶ ἐπ᾽ ἄλλων. ἀνέχω δὲ τὰς χεῖρας ἐπὶ εὐχῆς καὶ ἀνέχω τὸ βαςάζω.

Anmerkungen.

Da ich in dem Texte des Gedichts vornehmlich unſerm Manuſcripte, aber doch nicht in allen und jeden Stücken, gefolgt bin: ſo muß ich hier anzeigen, wie und warum ich entweder dabey geblieben, oder davon abgegangen. Zugleich wird dieſes der Ort ſeyn, wo ich die Gloſſen einſchieben kann, welche **Vulcanius** aus ſeinem Manuſcripte mitgetheilet, und die er, wie wir geſehen, von dem **Chryſoloras** zu ſeyn vermuthete. Sie ſind zu dem Verſtändniſſe des Gedichts mehr werth, als die ganzen vorſtehenden Scholien. Von den Noten des **Ancantherus** will ich nur das mitnehmen, was er, zur Erklärung des Wortverſtandes, etwa beſonders aus ſeinem Manuſcripte beygebracht hat. Wo er ſich in die Sache einläßt, und entweder die wunderbaren Eigenſchaften der von dem Dichter angeführten Quellen und Gewäſſer zu erklären ſucht, oder die ähnlichen Nachrichten anderer Schriftſteller anführet, will ich ihm nicht folgen. Doch kann ich, in Anſehung des letztern Punkts, nicht unangemerkt laſſen, daß ihm gerade diejenige Schrift, aus welcher **Paulus Silentiarius** das Meiſte entlehnet,

entlehnet, nicht beygefallen. Ich meyne den **Ariſtoteles** περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων; ob er ſchon auf andere Werke des Ariſtoteles ſich häufig beziehet. Ich werde einige Stellen daraus beybringen müſſen.

Z. 5. Ἀνάργυρον] **Aldus** lieſet αὐτάργυρον; und **Vulcanius** ἀντάργυρον: **Stephanus** aber, wie unſer Manuſcript, ἀνάργυρον: und dieſes iſt das erſte Merkmahl, woraus erhellet, daß Stephanus einem andern Texte gefolgt iſt, als dem Aldiniſchen, aus welchem die Verſetzung des Gedichts entſtanden; und dieſe Verſetzung alſo, in ſeiner Druckerey vielmehr vorgefunden, als gemacht worden. Daß ἀνάργυρον den beſten Sinn hier giebt, iſt klar. Auch fand es **Ancantherus** in ſeinem Manuſcripte. In manuſcripto, cuius copiam mihi fecit Sodalitas canonicorum Lateranenſium D. Ioannis cognomento Viridarii, optime de me meisque ſtudiis promerita, legitur, ἀνάργυρον δώρημα: quod eſt, gratuitum munus, et hanc lectionem ut veram ſum amplexus et ſecutus. In ſimili re Claudianus idem concepit ubi de Aponenſibus aquis: *præſens numen, inempta ſalus.*

Z. 6. γάννυσμα] **Aldus, Stephanus, Vulcanius** ſchreiben alle γάνυσμα. Mit einem doppelten ν aber ſchreibet es unſer Manuſcript, und ſo wird das Verbum γάννυσθαι auch beym **Pollux** geſchrieben, welchem indeß das Wort ſelbſt gleichſam zum Trotze gemacht zu ſeyn ſcheinet. Denn wenn ich ihn recht verſtehe, ſo ſagt er ausdrücklich, daß von γάννυσθαι, ſo wie von einigen andern Zeitwörtern dieſer Bedeutung, kein Subſtantivum Statt habe: θάλλειν, τέρπεσθαι, ἀπολαύειν, γεγηθέναι, τούτου δὲ τὸ πρᾶγμα οὐκ ἔστιν, ὥσπερ οὐδὲ τοῦ γάννυσθαι. (Lib. III, §. 97.)

Z. 7. Ἔγωγε] **Vulcanius** hat blos ἐγώ; durch einen Druckfehler.

Z. 19. 20. u. 21 fehlen in unſerm Manuſcripte gänzlich. Ich habe ſie aus den gedruckten Texten hinzugefüget, weil ſie ſchlechterdings nothwendig ſind, wie aus der 26ſten Zeile erhellet, wo der Dichter zweyer Meynungen gedenket, deren letztere er ſeines Theils vorziehe. Warum aber gerade drey Zeilen in unſerm Manuſcripte

nuſcripte fehlen, iſt dieſes die Urſache, weil das ganze Gedicht in drey queerüber zu leſenden Columnen geſchrieben iſt.

Z. 26. Ποῖον δέχῃ;] Der Deutlichkeit wegen, mache ich auch hier ein Fragezeichen, ob es ſchon weder die gedruckten Ausgaben, noch das Manuſcript für nöthig geachtet.

Z. 33. ϑερμόβλυσον] So leſen **Aldus, Vulcanius** und das Manuſcript. **Stephanus** aber lieſet ϑερμόβλυςρον. Und dieſes nicht ſowohl, meyne ich, durch einen bloſſen Schreibfehler, oder Druckfehler, als vielmehr durch die fehlerhafte Einſchiebung des ρ, welche die gemeine Ausſprache in mehr ſolchen Wörtern machte, und die **Phrynichus** in παλαιςρικὸς, anſtatt παλαιςικὸς, tadelt.

Z. 34. ἄψυχος] τὸ ϑερμὸν λέγει Ἱπποκράτης ἄψυχος. **Vulc.**

Z. 35. τέχνης ἄνευ] καὶ Γαληνὸς χωρὶς τέχνης· ἐπεὶ ἄψυχον ὂν καὶ ἄτεχνον χάσεις ποιεῖ, ὥσπερ ὁ Ἱπποκράτης. **Vulcan.**

Z. ebend. νῆσος) **Ancantherus** verſtehet unter dieſer Inſel vornehmlich und eigentlich, Sicilien.

Z. 40. Οἶδεν) τετέςι, εἴωϑε. **Vulc.** Für das darauf folgende Φέρειν, lieſet das Manuſcript fälſchlich Φέρει.

Z. 41. Τιτανία Μηδίας) So leſen, mit unſerm Manuſcripte, **Aldus, Ancantherus,** und **Vulcanius.** Nur daß der letztere in ſeiner Handſchrift die Leſeart Μηδείας, an den Rand geſchrieben fand, welcher auch **Stephanus,** aber aus einer andern Quelle, gefolgt iſt. Jenes iſt unſtreitig das rechte: denn **Medea** hat hier nichts zu thun; ob ich ſchon weiß, daß **Colchis,** das Vaterland der Medea, bey dem **Flaccus** (Lib. V. v. 464.) Titania tellus genennet wird, und auch bey dem **Apollonius** (Lib. IV. v. 131.) der Name Τιτηνὶς vorkömmt, den man im Fall der Noth hierherziehen könnte, wenn es ſchlechterdings Μηδείας heiſſen müßte. Aber unſer Dichter meinet **Medien,** wie aus der Stelle des Ariſtoteles klar iſt, die ich in der folgenden Anmerkung anführen muß. Τιτανία wird auch gewiß eben der Ort ſeyn ſollen,

len, welchen Ariſtoteles Ἀτιτανία nennet, und der an den **Apolloniatiſchen** Grenzen lag. Die Gegend **Apolloniatis** aber rechnet **Ptolemäus** zu Aſſyrien; und weder bey ihm, noch ſonſt bey einem alten Erdbeſchreiber, kömmt dieſes Τιτανία, oder Ἀτιτανία vor, von welchem Ariſtoteles meldet, daß in daſiger Gegend ein Felſen ſey, deſſen verborgenes Feuer ausbreche, ſobald man Oel darauf ſchütte. Φασὶ δὲ καὶ περὶ Ατιτανίαν, πρὸς τοῖς ὁρίοις τῆς Απολλωνιάτιδος εἶναί τινα πέτραν, ἐξ ἧς τὸ μὲν ἀνιὸν πῦρ ἐ φανερὸν ἐςὶν· ἐπειδὰν δὲ ἔλαιον ἐπιχυθῇ ἐπ' αὐτήν, ἐκφλογῦται. Der lateiniſche Ueberſetzer des Buches des Ariſtoteles περὶ θαυ. Ἀκυσ. woraus dieſe Stelle iſt, hat für gut befunden, πρὸς τοῖς ὁρίοις hier durch juxta colles Apolloniatidis zu überſetzen. Uebrigens könnte es leicht ſeyn, daß unſers **Silentiarius** Τιτανία richtiger wäre, als des **Ariſtoteles** Ἀτιτανία; indem der Ort vielleicht von den **Titanen** ſeinen Namen bekommen, deren Wohnungen man unter dergleichen feuerreichen Gegenden zu ſeyn geglaubt.

Z. 42. περσικὴ Πιττάκη] Dieſes iſt die Stelle, über welche **Bochart** insbeſondere den **Huetius** zu Rathe zog. **Huetius** hatte Recht, daß ſie nicht geändert zu werden braucht, und daß Πιττάκη hier nichts anders iſt, als die Gegend Σιττακηνή, oder Ψιττακινή, welche Ptolemäus gleichfalls noch zu Aſſyrien rechnet; andere aber zu Perſien. Der Beweis hiervon iſt der Ort des Ariſtoteles, welchen **Paulus** ausgeſchrieben: Ἔςι δὲ καὶ ἐν Μηδίᾳ καὶ ἐν Ψιττακίνῃ τῆς Περσίδος πυρὰ καιόμενα, τὰ μὲν ἐν Μηδίᾳ, ὀλίγον, τὰ δὲ ἐν Ψιττακίνῃ, πολὺ, καὶ καθαρὸν τῇ φλογί.

Z. 43. Λυδία] Auch dieſes ſagt der Dichter nach dem Ariſtoteles: Λέγεται δὲ καὶ περὶ Λυδίαν ἀναφέρεσθαι πῦρ πάμπληθες, καὶ καίεσθαι ἐφ' ἡμέρας ἑπτά. Aber ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß es dem ohngeachtet falſch iſt, und daß für Λυδίαν bey dem Ariſtoteles Λυκίαν geleſen werden müſſe. Denn in **Lydien** findet man, ſo viel ich weiß, keiner feuerſpeyenden Berge gedacht: wohl aber in **Lycien**, wo der Berg **Chimära** und das **Hephäſtion** bekannt iſt.

Z. 44.

Z. 44. μεταλλόχρυσον] id eſt, μέταλλον χρυσοῦν ἔχουσαν. **Vulc.** In der Aldiniſchen Ausgabe befindet ſich nach πλουτοῦσα ein Komma, welches den Verſtand ſehr verdirbt. Es muß πλουτ. vermittelſt des unterverſtandenen κατὰ, mit dem folgenden μεταλλ. γαι. verbunden werden: „reich an goldhaltiger Erde„.

Z. 45. Ἡρακλέων κ. τ. λ.] Ebenfalls nach dem Ariſtoteles: Λέγεται δὲ καὶ τὰ ἔξω στηλῶν Ἡρακλείων καίεσθαι, τὰ μὲν, διὰ παντὸς· τὰ δὲ, νύκτωρ μόνον, ὡς Ἄννωνος περίπλους ἱστορεῖ. Namentlich erzählt **Hanno** jenes von der Gegend der **Thymiamaten**, und dieſes von dem Berge **Theon Ochema.** Daß wegen dieſer nehmlichen Citation des **Hanno**, **Dodwell** dem Ariſtoteles den Tractat περὶ θαυμ. ἀκουσ. wo nicht gänzlich, doch zum Theile, abſpricht, iſt bekannt.

Z. 47. Πιθηκούσαις] Ariſtoteles ſetzt dieſe Inſel mit **Lipara** nicht völlig in gleichen Fall, wie hier geſchieht. Denn er giebt ihr keine wirklich ausbrechende Flamme,

Z. 48. Λιπάρᾳ] wie der Inſel Lipara. Καὶ τὸ ἐν τῇ Λιπάρᾳ, ſagt er, in Fortſetzung der nächſt vorhergehenden Stelle, οὐ μὴν ἡμέρας, ἀλλὰ νυκτὸς μόνον. Εἶναι δὲ καὶ ἐν Πιθηκούσαις φασὶ πυρῶδες μὲν καὶ θερμὸν ἐκτόπως, οὐ μὴν καιόμενον.

Z. 48. Ἀφεγγὲς ἄσθμα] σκοτεινὸν ἀναφύσημα. **Vulc.** Ἄσθμα heiſſet hier nicht die Luft, welche ausgeſtoſſen wird, nicht die Ausſtoſſung derſelben; ſondern der Schlund, wodurch ſie ausgeſtoſſen wird. Und ſonach, glaube ich, hätte es der Scholiaſt auch lieber durch ἀναφύσησις, als durch ἀναφύσημα erklären ſollen. Denn auch ἀναφύσημα heißt nicht die Kluft, aus welcher der unterirdiſche Wind bricht, ſondern dieſer Wind ſelbſt. Ἀναφύσημα δὲ γῆς, πνεῦμα ἄνω φερόμενον κατὰ τὴν ἐκ βύθου τινὸς ἢ ῥήγματος ἀνάδοσιν. ſagt Ariſtoteles περὶ κόσμου. Oder wie es **Apuleius** ausdrückt: Anaphyſemata Græci vocant eos ſpiritus, qui de fundo vel hiatibus terrae exploſi, ad ſuperna maris ſolent devenire.

Z. 51. θειώδεις] id eſt, θείου μετέχοντας. **Vulc.**

Z. 52. πολυψόφους, βροντώδεις] id eſt, πολυήχους βροντὰς ἀφιέντας. **Vulc.**

Digitized by Google

Z. 56. *τελεῖ λήθην*] *ποιεῖ ἀπώλειαν μνήμης.* **Vulc.**

Z. 57. *μέθην*] Wenn es ſeyn müßte, ſo lieſſe ſich dieſes *μέθην* nicht übel in *μνήμην* verwandeln, und mit geringer Verſetzung der ganze Vers leſen: *Ἄλλη δὲ ποιεῖ μνήμην.* Wenigſtens dürfte man auf das vorhergehende *λήθην* eher *μνήμην* als *μέθην* erwarten; beſonders wenn man ſich der Stelle des **Plinius** erinnerte: In Boeotia duo ſunt fontes, quorum alter memoriam, alter oblivionem affert, inde nominibus inuentis. (Lib. XXX, c. 2.) Doch auch *μέθην* hat alles Recht hier zu ſtehen, indem ebenfalls Plinius, ſo wie mehrere, berauſchender Quellen gedenken.

Z. 60. *πȣ*] *πȣ τοπικόν.* *τροχάζει*] *τρέχει.* **Vulc.**

Z. 61. *πτηνῶν ἄκος*] *γραφ. πτηνὸν ἄκος*, hoc eſt, *ταχεῖα θεράπεια.* **Vulc** Doch dieſe Lesart iſt nichts: ob ſie gleich auch unſer Manuſcript hat, indem ſowohl der Vers, als der Verſtand *πτηνῶν*, das iſt *ὀρνέων*, erfodern. Der Dichter dachte vielleicht an jenes *ὕδατος συςρεμμάτιον* in Sicilien, *ἐις ὃ τὰ πεπνιγμένα τῶν ὀρνέων καὶ τῶν λοιπῶν ζώων, ὅταν ἀποβαφῇ, πάλιν ἀναβιοῖ*; wie Ariſtoteles ſagt.

Z. 63. *μίσητρον*] id eſt, *μίσος ἐμποιȣ̃ν.* **Vulc.** Eben dieſe Erklärung giebt auch unſer Scholiaſt, und beſtätiget ſie aus der Analogie; welche Stelle ohne Zweifel noch das Beſte in ihm iſt. Denn, allen von ihm angeführten ähnlichen Worten ungeachtet, dürfte mancher Gelehrte das *μίσητρον* doch mißverſtanden haben. Wenigſtens ſehe ich, daß dieſes **Grutern** widerfahren, welcher in ſeinem Exemplare der Anthologie für *μίσητρον* an den Rand geſchrieben hatte *μισγητὸν*; es ſey nun aus dem Heidelbergiſchen Manuſcripte, welches er verglich, oder aus bloſſer Vermuthung. Ich habe ſeine ſämtlichen Randgloſſen aus der gütigen Mittheilung des Herrn **Reiſke**. Was Gruter ſonſt noch unſerm Gedichte beygeſchrieben, iſt eben ſo unſtatthaft; ohne Zweifel, weil er es bey dem Stephanus, deſſen Ausgabe er brauchte, in der Verſetzung nicht verſtand, und alſo auf gutes Glück nur rathen mußte.

Z. 64. *μέσον θαλάσσης*] malim *μέσης*, **Vulc.** Dieſes, dünkt mich, iſt noch etwas mehr geſagt, als **Ancantherus** zu

verſtehen

verſtehen ſcheint, wenn er es nur von ſüſſen Quellen, nahe an dem Meere, nimmt, dergleichen er die zu Venedig anführt. Venetiis nemo neſcit ad æſtuaria in littore S. Nicolai eſſe puteum aquæ dulcis, unde nautæ profecturi commeatum parant. Den eigentlichern Sinn druckt **Plinius** aus: Vaporant (aquæ calidæ) et in mari ipſo, quæ Licinii Craſſi fuere: medioſque inter fluctus exiſtit aliquid valetudini ſalutare. (Lib. XXX, c. 2.)

Z. 65. *πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται*] τȣτέςι, πηγὴ σὺν ἤχῳ ἀνέρχεται. **Vulc.** In unſerm Manuſcripte iſt *πιδαξ* ein Properiſpomenon; und ſo hätte ich es nur immer mögen drucken laſſen, da das ι der erſten Sylbe von Natur lang iſt.

Z. 67. *προλεκτικὸν*] id eſt, *προφητικόν*. **Vul.**

Z. 71. *ψόγῳ θολȣ͂ται*] *θολȣ͂ται* lieſet unſer Manuſcript; und ſo las auch das Manuſcript des **Ancantherus**: in optimo Codice calamo exarato ſcriptum fuit *θολȣ͂ται*, non *δολȣ͂ται*, quae macula haeſit hactenus in omnibus impreſſis. Auch ſogar **Vulcanius** ließ noch *δολȣ͂ται* drucken, ob er ſchon in ſeinem Manuſcripte die Lesart *ψόφῳ θολȣ͂ται* fand. *Ψόφῳ* iſt falſch; es muß *ψόγῳ* heiſſen, wie aus dem entgegengeſetzten *αἰνȣμένη* des folgenden Verſes zu ſchlieſſen. Aber *θολȣ͂ται* iſt recht, wie aus der nehmlichen Entgegenſetzung des *λάμπει* erhellet. Indeß dürfte freylich wohl das ganze Wunder nicht anders Statt gefunden haben, als wenn der *ψόγος* mit *ψόφῳ* geſchehen. Und ſo läge in der falſchen Lesart wenigſtens die Erklärung des Wunders.

Z. 72. *αἰνȣμένη*] τȣτέςι, *ἐπαινȣμένη*. **Vulc.**

Z. 75. *καθαρτικὴν*] id eſt, *καθάρσεων ποιητικήν*. **Vul.**

Z. 77. 78. Dieſe zwey Zeilen hat unſer Manuſcript mehr, als alle gedruckte Ausgaben. Nur **Vulcanius** fand ſie ebenfalls in ſeinem Manuſcripte, und theilte ſie daraus nicht in dem Texte, ſondern unter den Scholien mit. Ich habe mir kein Bedenken gemacht, ſie in jene aufzunehmen. **Ancantherus** muß ſie in ſeinem Manuſcripte nicht gefunden haben, weil in ſeiner Ueberſetzung keine Spur davon erſcheinet, auch er ihrer in den Anmerkungen nicht

 gedenkt.

gedenkt. (Es iſt hier noch eben Zeit, einen Druckerfehler in meinem eigenen Texte zu corrigiren: διϊστεροῦσιν muß heiſſen διϊστοροῦσιν.)

Z. 77. κρατύνειν] ἰχυρὸν ποιεῖν. Vulc.

Z. 78. χαῦνον] παραλελυμένον· ἤτοι ἐκλελυμένον, ἐναντίον τῷ συνεστηκότι καὶ συνεσφιγμένῳ. Vulc. Aber Vulcanius accentuirt falſch χαυνόν.

Z. 83 - 86. Den Sinn dieſer Zeilen hat man leicht weg. Der Dichter will nehmlich ſagen, daß es eine Quelle gebe, in welcher alle leichte Körper zu Boden fallen, und alle ſchwere oben auf ſchwimmen. Allein wie τὴν κȣ́φην, wenn es zu τὴν ἄχνην gehören ſoll, ſoweit davon getrennet worden; oder was τὴν ἄχνην wenn τὴν κȣ́φην zu φύσιν gehören ſoll, hintennach für ſich allein ſagen könne: das kann ich auf keine Weiſe abſehen. Wenn es der Vers erlaubte, würde ich ἄχνην an die Stelle des φύσιν, und φύσιν an die Stelle des ἄχνην ſetzen; ſo daß τὴν φύσιν ſo viel wäre, als κατὰ τὴν φύσιν; das iſt, „eine Quelle, die ihrer Natur nach„ u. ſ. w. Doch da φύσιν da nicht wohl ſtehen kann, wo ich es hinſetzen wollte: ſo denke ich, iſt der Sache nicht anders zu helfen, als wenn man unter φύσιν τὴν κȣ́φην jeden leichten Körper verſtehet, τὴν ἄχνην aber in ὡς ἄχνην verwandelt, und es mit ὁλκὴν τὴν βαρεῖαν mit den ſchweren Körpern verbindet, die in dieſem Wunderbrunnen, wie Spreu, oben auf ſchwimmen. — Was den Brunnen ſelbſt anbelangt, der beſagte doppelte Eigenſchaften zugleich habe, ſo dürfte er wol nirgends, als in der Einbildung des Dichters zu finden geweſen ſeyn; indem alle die alten Schriftſteller, bey welchen er vorkommen könnte, und die ſich doch auch kein Gewiſſen machen, ein unglaubliches Ding mehr hinzuſchreiben, davon ſchweigen. Eine Quelle, oder ſonſt ein Waſſer, das entweder die eine oder die andere Eigenſchaft allein hat, iſt etwas anders: und **Ancantherus** hat ſehr weislich gethan, daß er ſich in ſeinen Erklärungen auch nur hierauf eingelaſſen, und ſich ſtillſchweigend ſtellt, als ob der Dichter auch nicht im geringſten mehr ſagen wollen.

Z. 84.

Z. 84. *κῦφην*] Unſer Manuſcript lieſet *κρύφην*; ohne allen Verſtand.

Z. 85. *ὀλκὴν*] *ὀλκὴ, ὁ ςαθμός.* Vulc.

Z. 87. *μικρός σοι*] *ἐςὶ δηλονότι.* Vulc.

Z. 94. *εἰ 'νυξὶν*] **Vulcanius** lieſet in ſeinem Texte vollkommen eben ſo. Aber in den Scholien lieſet er *ἐν νυξὶν*, und erkläret es durch *ἐν ἀσκέπτῳ τόπῳ*. Ich verſtehe dieſes nicht, und glaube, daß es nicht *ἐν ἀσκέπτῳ* ſondern *ἀσκέπῳ τόπῳ*, nicht **an einem ungeſehenen Orte**, ſondern **an einem unbedeckten Orte** heiſſen, und alſo das *αἰθριάζοις* erklären ſollen.

Z. ebend. *αἰθριάζοις*] Unſer Manuſcript lieſet falſch *αἰθριάλοις*.

Z. 97. *προκύψας*] *ἡ προς ἐνταῦθα τὴν εἰς τὸ ἔμπροσθεν ὁρμὴν δηλοῖ.* Vul.

Z. 98. *Δῦνον βλέπει σε*] So leſen die gedruckten Ausgaben alle, und auch unſer Manuſcript; deswegen ich nichts ändern wollen. Indeß iſt gewiß, daß *βλέπει* nicht Statt haben kann. In dem **Gruterſchen** Exemplare war dafür an den Rand geſchrieben *λείπει*. Doch ich meyne, daß es einer ſo ſtarken Aenderung nicht einmal bedarf, und daß aller Anſtoß gehoben iſt, wenn man nur *βλέπεις* anſtatt *βλέπει* lieſet. Der Dichter will nehmlich ſagen: wenn du dich nach ihm niederbückeſt, *δῦνον βλέπεις*, ſo ſieheſt du daß es ſich zurückgezogen, *σε Φεῦγον γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις* und dich gleichſam in den Schoos der Mutter Erde fliehet. Es war natürlich, daß auch **Ancantherus** hier anſtieß. Aber er ſuchte ſich auf eine andere Art zu helfen, die ich mit ſeinen eigenen Worten anführen will, um dem Leſer die Wahl zu laſſen. Codex graecus impreſſus corruptus, ubi *σε* ſcriptum eſt, quod ſententiam perſpicue corrumpit: meo periculo legatur *ἕ* id eſt illum, aut ſe; vt ſit ſenſus: ex quo fonte quisquis pronus biberit aſpiciat ſe ab illo ſub terras fugiente deſeri.

Z. 104. *Ἄλλην λέγουσι, κ. τ. λ.*] Dieſe Quelle war in Sicilien, auf dem Wege nach Syracus. Es ſind faſt die Worte des Ariſtoteles: *ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῆς εἰς Συρακούσας κρήνη ἐςὶν ἐν λιμῶνι*

ὅτε μεγάλη, ὅτε ὕδωρ ἔχουσα πολύ· συναπαντήσαντος δὲ εἰς τὸν τόπον ὄχλου πολλοῦ, παρέχειν ὕδωρ ἄφθονον.

Z. 108. πιστοῦνται] βεβαιοῦνται. **Vulc.** Ariſtoteles ſagt das nehmliche von allen Brunnen zu **Mythepolis** an dem Aſcaniſchen See. Περὶ τὴν Ἀσκανίαν λίμνην Μυθήπολίς ἐστι, κώμη ἀπέχουσα Κίου ὡς σταδίους ἑκατὸν εἴκοσι· ἐν ᾗ τοῦ χειμῶνος ἀναξηραίνεται πάντα τὰ φρέατα, ὥστε μὴ ἐνδέχεσθαι βάψαι τὸ ἀγγεῖον· τοῦ δὲ θέρους πληροῦται ἕως τοῦ στόματος. Dieſe Stelle des Ariſtoteles iſt in der lateiniſchen Ueberſetzung in der Ausgabe des **du Vall** ganz übergangen worden. Auch hätte **Mythepolis** ob es ſchon nur ein Flecken, doch in Anſehung ſeiner ziemlich beſtimmten Lage, und angeführten phyſiſchen Merkwürdigkeit wegen, im Cellarius eine Stelle verdient.

Z. 109. χείματος] χειμῶνος **Vulc.**

Z. 112. Ἄλλην ἀκέσεις κ. τ. λ.] Das nehmliche, vollkommen mit den nehmlichen Worten ſagt Ariſtoteles von dem Aſcaniſchen See. Ἐν τῇ Ἀσκανίᾳ λίμνῃ οὕτω νιτρῶδές ἐστι τὸ ὕδωρ, ὥστε τὰ ἱμάτια οὐδενὸς ἑτέρου ῥύμματος προσδεῖσθαι.

Z. 117. πίνεσθαι] Unſer Manuſcript lieſt πιαίνεσθαι; aber wider das Metrum, wenn es auch ſchon noch einen Sinn hätte. Die Nachricht ſelbſt von dieſem warmen und ſtinkenden See, iſt abermals aus dem Ariſtoteles. Er ſoll an dem **Eridanus** gelegen haben, an deſſen Ausfluſſe die **Elektriſchen** Inſeln von den Griechen zu ſeyn vermeynet wurden. Wenn aber der ganze See nicht mehr Grund hat, als dieſe Elektriſchen Inſeln in dieſer Gegend: ſo verlohnt es ſich nicht der Mühe, ſich noch auf dem Erdboden nach ihm umzuſehen. Ἔτι δὲ λίμνη ἔοικε πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμόν· ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα, καὶ χαλεπὸν ἀποπνεῖ· καὶ οὔτε ζῶον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς, οὔτε ὄρνεον ὑπερίπταται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει.

Z. 120. Ἐκεῖ] daſelbſt: nehmlich um beſagten See; alſo nicht einmal auf den Inſeln ſelbſt waren die Bäume, welche das Elektrum fallen lieſſen. Und eben ſo war es auch dem Ariſtoteles geſagt worden: εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλὰς, ἐξ ὧν ἐκπίπ-

τει

Digitized by Google

τεὶ τὸ καλούμενον ἤλεκτρον. Οἱ δὲ λέγουσιν ὅμοιον εἶναι κόμμι, διὰ τὸ ἀποσκληρύνεσθαι ὡσανεὶ λίθον.

Z. 121. *Φυτῶν*] Was dieſes Wort hier ſagen ſoll, und was *Φυτῶν αἰγείρους* mehr oder anders bedeuten kann, als das bloſſe *αἰγείρους*, bekenne ich nicht einzuſehen.

Z. 127. *Ὦ τοῦ ξένου μετάλλου*] „O des ſonderbaren Metalles!„ Dieſes macht einen ſo guten natürlichen Sinn, daß ich gar nicht begreifen kann, warum in dem Gruteriſchen Exemplare für *ὦ τοῦ* beygeſchrieben worden *ὠχροῦ*. Daß das Beywort **blaß** dem Bernſteine zukömmt, macht es nicht aus. Vielmehr werde ich dadurch in meiner obigen Vermuthung, was es überhaupt mit dieſen Randgloſſen für eine Bewandtniß gehabt, beſtärkt.

Z. 129. *Φέρει τόπος κ. τ. λ.*] Auch von hier bis zu Z. 38. iſt der beſte Commentar die Stelle des Ariſtoteles: *Φησὶν εἶναι ὁ Πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν, ἔν τινι τόπῳ τῆς μεσογείου, λίμνιόν τι ἔχον ὅσον ἀσπίδος τὸ περίμετρον· τοῦτο δ᾽ ἔχειν ὕδωρ διαυγὲς μὲν, μικρῷ δὲ θολερώτερον. Εἰς τοῦτ᾽ οὖν ἐὰν τὶς εἰςβῇ, λούσασθαι χρείαν ἔχων, αὔξεσθαι εἰς εὖρος· ἐὰν δὲ καὶ δεύτερος, μᾶλλον πλατύνεσθαι· τὸ δὲ πέρας ἕως εἰς πεντήκοντα ἀνδρῶν ὑποδοχὴν μεῖζον γενόμενον διευρύνεσθαι. Ἐπειδὰν δὲ τοῦτον τὸν ἀριθμὸν λάβῃ, ἐκ βάθους πάλιν ἀνοιδοῦν ἐκβάλλειν μετέωρα τὰ σώματα τῶν λουομένων ἔξω ἐπὶ τὸ ἔδαφος.*

Z. 132. *πεπλησμένην*] *γεγεμισμένην.* Vulc.

Z. 138. *ἀκρίτως*] *ἀδιακρίτως.* Vulc.

Z. 140. Κρύπτον ἔσω *τὸ καῖον*] Dieſes iſt genau die Lesart unſers Manuſcripts; aber ſchwerlich die wahre. **Aldus** lieſet, mit Verſtümmelung des Verſes, Κρύπτων *τὸ καῖον*. Eben ſo hat auch **Vulcanius** abdrucken laſſen; der jedoch in den Scholien hinzufügt: *γρ. κρυπτὸν ἔχων τὸ καῖον, τουτέστι, τὴν καυστικὴν δύναμιν.* Und dieſe Lesart des **Vulcanius** hat auch **Stephanus**; zwar nicht aus dem **Vulcanius**, ſondern entweder aus der Ausgabe des Badius, oder der Juntaſchen. Doch da *ἔχων* ſich nicht anders, als auf *καπνὸς* beziehen könnte, welches mir nicht ſo recht

ſchicklich ſcheinet: ſo habe ich dafür unſer ἔσω vorgezogen. Wenn indeß dieſe Beziehung doch Statt haben könnte, und ſich von dem Rauche allerdings ſagen lieſſe, daß er das Feuer verberge, ob es ſchon eigentlich der Fels iſt, der es verbirgt: ſo könnte eben ſo gut das ohnedem in das Metrum paſſendere κρύπτων beybehalten, und der ganze Vers geleſen werden, Κρύπτων ἔσω τὸ καῖον.

Z. 141. σαφῶς] id eſt Φανερῶς. Vulc.

Z. 142. Ἔλαιον εἴπερ ςάξεις] So leſen die gedruckten Ausgaben alle; und ſo lieſet auch unſer Manuſcript: nur daß dieſes anſtatt ςάξεις, ςάζεις hat; welches wegen des vorhergehenden ἀνάψεις nicht ſo gut iſt. Sonſt bringt Vulcanius in den Scholien, aus einer alten Abſchrift (ich weiß nicht, ob aus der ſelbſt, die er vor ſich hatte, oder aus einer andern, die in der ſeinigen nur angeführt wurde) eine Lesart bey, die wegen ihrer Leichtigkeit den Vorzug verdienen würde, wenn das Metrum ſie nicht verweigerte. Γραφ. ἐκ παλαιȣ̃ ἀντιγράφȣ· ἔλαιον ὑπερςάξας.

Z. 144. ἐξέθαλψε] ἀνῆψε. Vulc.

Z. 146. πάντως] ἐκ παντός. Vulc.

Z. 147. Δέλτοι] βίβλοι. Vulc.

Z. ebend. ἄλλην] πέτραν. Vulc.

Z. 152. Ἅπτοντας ἀιεὶ δᾶδας] Dieſe Zeile iſt weder ganz ſo, wie ſie unſer Manuſcript lieſet, noch ganz ſo, wie ſie die gedruckten Ausgaben leſen. Ich habe aus beiden eine dritte Lesart zuſammengeſetzt, die mich die nächſte zu ſeyn bedünkte. Aldus hat: ἅπτοντας ἀιείδαμας; Vulcanius, ἅπτοντες ἀιείδαμας: aber das zweyte Wort, iſt kein Wort. Dieſer bringt alſo in den Scholien, als eine Lesart ſeines Manuſcripts, dafür bey: ὡσεὶ δᾶδας; und dieſe Lesart fand ſich vor ihm, auch ſchon von dem Stephanus, und wie wir daher wahrſcheinlich, auch von andern Ausgaben angenommen. Daß es mit dem δᾶδας darinn ſeine Richtigkeit hat, iſt wohl unſtreitig. Nur möchte ich für ὡσεὶ dem ungeachtet lieber leſen ἀιεὶ; wenn es auch nur wäre, um von der alten Lesart, die auch unſer Manuſcript hat, noch ſo viel als möglich zu retten. Dem Sinne nach, dürfte beides nicht weit auseinander ſeyn.

Digitized by Google

Z. 154. *ῥιπίδι*] Ῥ'ιπὶς, *τὸ πλατὺ πλέγμα, ὃ ςρεφόμενον κινεῖ τὸν ἀέρα.* Vulc.

Z. 156. *τυφῦται*] *τυτέςι, ἀγριῦται.* Vulc.

Z. 157. Ἄλλης ὀπῆς] *ἀπὸ ἄλλης ὀπῆς*, Vulc.

Z. 158. *μίγδην*] iſt die Lesart unſers Manuſcripts, wofür die gedruckten Ausgaben alle *σμίγδην* leſen. Nur Vulcanius ſetzt in den Scholien dabey: *ἴσως, μίγδην.* Als ob es ſo ganz etwas ungewöhnliches wäre.

Z. 160. Τετρακτύος *πιςῦται*] *τυτέςι, τὴν τῶν τεττάρων ςοιχείων μίξιν βεβαιοῖ*, Vulc.

Z. 164. Κιρνῶν] Aldus lieſet *κρινῶν* und Vulcanius *κρίνων*; beide falſch. Was vollends der muß gedacht haben, der in dem Gruterſchen Exemplare *κυρνῶν ἢ κρηνῶν* dafür an den Rand geſchrieben, kann ich nicht begreifen. Κιρνῶν, vermiſchend, welches unſer Manuſcript und Stephanus haben, iſt das wahre, und kann ſich hier insbeſondere auf die Quelle beziehen, in der gleichſam Feuer und Waſſer vermiſcht waren.

Z. 166. *ἐγείρει*] *διανιςᾷ.* Vulc.

Z. 167. *κάλει*] *ὀνόμαζε.* Vulc.

Z. 168. *Φαντάζυ*] *λογίζυ.* Vulc.

Z. 174. Ἀναρχοφωτόμυςον] *τυτέςι, ἄναρχον φῶς γινωσκόμενον.* Vulc. Und zwar ein heimliches, unzugängliches Licht, um auch das *μύςον* auszudrücken.

Z. 175. Ἀῤῥητολεπτόπνευςον] *τυτέςιν, ἀῤῥήτως καὶ λεπτῶς ἐκπνεόμενον.* Vulc.

Z. 176. Κόσμυς] *τὺς ἀνθρώπυς δοκεῖ λέγειν κόσμυς, τὺς πληρῦντας τὸν κόσμον.* Vulc.

Z. ebend. *Φέρον*] *διεξάγον.* Vulc.

Z. 177. Ἐν πανσόφῳ *χωρίῳ*] *ἐν τῷ κόσμῳ.* Vulc.

Z. 178. *ἐνδίκῳ*] *δικαίῳ.* Vulc.

Z. 182. *πίςις*] *πίςωσις, βεβαίωσις.* Vulc.

Z. 187. *τρισσόφωτον Φαῦσιν*] *τυτέςιν τὴν ἁγίαν τριάδα.* Vulc.

Z. 188. *θεώσεις*] Unſer Manuſcript lieſet nicht ſo gut *θεάσεις*.

Z. 190. Μετυσίᾳ] *μεταλήψει.* Vulc. Ohnſtreitig ſind beide

de Worte in dem kirchlichen Sinne hier zu nehmen, und die μετάληψις ἐυχαριςίας zu verſtehen; wovon Beyſpiele beym **Svicerus.**

Z. ebend. τὸ κρεῖττον] ἤτοι, τὴν ψυχὴν. Vulc. Eben ſo, wie die untern Seelenkräfte, oder der Körper, τὸ χεῖρον τῶν παρ̕ ἡμῖν bey den alten Philoſophen heiſſen.

Scholien. Ueber den Werth derſelben, habe ich mich bereits erkläret. Sie ſind völlig ſo abgedruckt, wie ich ſie gefunden; einige offenbare Schreibfehler ausgenommen. So hieß es z. E. in der Scholie zur 63ſten Zeile: θέλγητρον τὸ ἐμποιϐν τρέψιν, anſtatt τέρψιν. Was mir ſonſt zweifelhaft war, (z. E. das σφηκία ἡ συνθήκη τϐ μέλιττος τῶν σφηκῶν, bey der 90ſten Zeile, wo ohnſtreitig das τϐ μέλιττος, welches nicht einmal recht geſchrieben iſt, ganz ausgeſtrichen werden müßte) habe ich gelaſſen, wie es war. Was ich nicht verſtehe, verſtehen andere. Selbſt auf Treue und Glauben der bloſſen Wörterbücher, habe ich nichts ändern wollen. Sonſt hätte ich, bey der 120ſten Zeile das αἶκνον τὸ δεῖπνονι, vielleicht noch am erſten in αἶκλον verändern können und dürfen. So unbedeutend nun aber auch der ganze Wuſt iſt: ſo habe ich doch gefunden, daß er dem ohngeachtet mit zu den Quellen gehört hat, die **Phavorinus** zu ſeinem Lexiko gebraucht. Denn die ganze Anmerkung von ὦ und ὦ, findet ſich von Wort zu Wort bereits bey dieſem. Daß aber nicht beide hier einen Dritten ausgeſchrieben haben, iſt daher klar, weil **Phavorinus** das ähnliche Exempel, ὦ τϐ ξένϐ μετάλλϐ welches aus unſerm Gedichte genommen iſt, anführet. Die Anmerkung ſelbſt iſt ſonſt fein genug; und wird nicht immer ſo beobachtet, wie ſie ſollte. Selbſt **Vulcanius** hat in beiden Fällen nur immer ὦ drucken laſſen.

Ich komme nunmehr auf den Punkt, deſſen ich oben erwähnet, und der den eigentlichen Verfaſſer des Gedichts betrift. Da aber der Vorwurf, den er ſich darinn gewählt, vielleicht einiges Licht auf ihn werfen dürfte: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, erſt von dieſem zu handeln.

Alſo:

Digitized by Google

Alſo: **auf die Pythiſchen Bäder;** εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά. Das iſt: auf die Bäder in der Gegend, welche Πυθία hieß. — Wo war dieſe Gegend? In welchem Lande? in welchem Theil der Welt lagen folglich dieſe Bäder? Man wird ſich vergebens in den neuern Schriftſtellern von der alten Geographie, darnach umſehen. Der fleißigſte und vollſtändigſte derſelben, **Cellarius,** weiß von keiner Gegend **Pythia,** von keinen darnach benannten Bädern. Es wäre alſo zu verwundern, wenn im **Strabo, Ptolemäus, Stephanus,** und den übrigen alten Erdbeſchreibern etwas von ihnen vorkäme. Eben ſo wenig findet ſich von ihnen die geringſte Spur, in den neuerern Compilationen von Mineraliſchen Waſſern und Bädern; dergleichen das ſonſt ſehr weitläuftige Werk des **Andr. Baccius** de Thermis iſt. Dem ohngeachtet ſollte man aber freylich wohl von den Herausgebern des Gedichts, wenn auch nicht von denen, die es nur beyläufig in den verſchiednen Ausgaben der Anthologie abdrucken laſſen, doch wenigſtens von denen, die es gefliſſendlich beſonders bekannt gemacht haben, erwarten, daß ſie einen ſo wichtigen Umſtand nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen würden. Wie es nun **Morellus** gehalten, kann ich aus mehrberührter Urſache nicht wiſſen. **Vulcanius** wenigſtens ſagt keine Sylbe davon; und ſo iſt es noch der einzige **Ancantherus,** der ſich darüber auslaſſen zu müſſen geglaubt. Er ſagt nehmlich gleich zu Anfange ſeiner Anmerkungen: Titulus hujus poematii, *Thermæ Pythiæ*, ut quæ eſſent in urbe Pytho Apollini ſacra, ut refert Stephanus in Epitome de urbibus. —

Aber

Aber ſo wiſſen wir es ja auf einmal, was wir wiſſen wollen; und noch dazu aus eben dem Stephanus, von dem ich vorher ſagte, daß er keiner Pythiſchen Bäder gedenke. Doch **Ancantherus** hat ſich die Sache ein wenig zu leicht gemacht, indem er bey der erſten der beſten Stadt ſtehen geblieben, von der ſich die Benennung ableiten läßt. Zudem iſt es nicht wahr, daß **Stephanus** das ſagt, was er ihn ſagen läßt. **Stephanus** ſagt blos, daß die Stadt **Pytho**, das iſt, mit dem bekanntern Namen, die Stadt **Delphi**, dem Apollo heilig ſey: von Bädern aber in oder um dieſem Pytho, ſagt er nichts. Folglich iſt auch das ganze Vorgeben des **Ancantherus**, auf Nichts gegründet.

Es bleibt dabey, daß weder **Stephanus**, noch vor dem Stephanus ſonſt ein alter Erdbeſchreiber, der Pythiſchen Bäder erwähnet: und das Natürlichſte, was hieraus zu ſchlieſſen, dürfte wohl dieſes ſeyn, daß dieſe Bäder erſt nach ihnen bekannt geworden, und man daher ſich allenfalls bey den ſpätern Schriftſtellern der Byzantiniſchen Geſchichte des nähern erkundigen müſſe. Und ſo iſt es auch. **Procopius** iſt derjenige, der uns in ſeinem Buche, worinn er die Gebäude erzählet, welche der Kayſer Juſtinianus durch ſein ganzes Reich theils neu errichten, theils wieder herſtellen laſſen, eine ſo ziemlich hinlängliche Nachricht von unſern Bädern ertheilet. Denn dieſer Kayſer war es eben, der ſie durch ſeinen Bau noch berühmter machte, als ſie, wegen ihrer natürlichen Kräfte, ſeit einiger Zeit bereits waren. Hier iſt die ganze Stelle: Πηγαὶ δὲ θερμῶν φύσει ἐν Βιθυνοῖς ὑδάτων ἀναβλυςάνουσιν ἐν χώρῳ, ὅνπερ ἐπονομάζουσι Πύθια. Ταύτας

ἔχουσιν

ἔχουσιν παρὰ ψυχὴν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ διαφερόντως Βυζάντιοι, ἄλλως τε ἴσοις νοσώδεσι συμβαίνει εἶναι. Ἔνθα δὴ πολυτέλειαν ἐπιδέδεικται βασιλεῖ πρέπουσαν. Βασίλειά τε γὰρ ᾠκοδομήσατο οὐ πρότερον ὄντα, καὶ λουτρῶνα ἐν δημοσίῳ τῶν ἐκεῖ φυομένων θερμῶν ὑδάτων πεποίηται. Πηγὰς δὲ ποτίμων ὑδάτων ὡς ἑκάστω ἀποβλυζούσας ἐς τόνδε τὸν χῶρον ὀχεταγωγίᾳ διακομίσας, τὸν πρότερον ἐνταῦθα ἐπιχωριάζοντα περιεῖλεν αὐχμόν. Ἀλλὰ δὲ τοῦ ἀρχαγγέλου τὸ τέμενος, καὶ τὸ τῶν νοσούντων ἀναπαυστήριον, μείζω τε καὶ καταπολὺ ἐπιφανέστερον κατεστήσατο. (*) In Aſien alſo, nicht in Europa lagen unſere Bäder: in **Bithynien** nicht in **Phocis** lag Pythia; eine Gegend, nicht eine Stadt. Dieſe Bäder wurden von den Byzantinern häufig beſucht; der Geſundheit und des bloſſen Vergnügens wegen. Sie hatten bereits die nothwendigſten Gebäude, ein Krankenhaus und einen Tempel; als **Juſtinianus** dieſe nicht allein erweitern und verſchönern, ſondern auch für ſich einen eigenen prächtigen Pallaſt daſelbſt erbauen ließ. Novum palatium condidit, ſagt der lateiniſche Ueberſetzer **Maltretus**: nicht ſo recht wohl. Denn „**einen neuen Pallaſt bauen**,„ giebt zu verſtehen, daß ſchon ein Pallaſt da geweſen, welches aber **Procopius** ausdrücklich verneinet: *βασίλεια οὐ πρότερον ὄντα.* Juſtinianus war der erſte Kayſer, der um auf längere Zeit die Vorzüge des Ortes genieſſen zu können, ſeinen eigenen Pallaſt daſelbſt hatte. Auſſer dieſem ließ er auch ein öffentliches Badehaus bauen, und trinkbares Waſſer aus der Ferne herbey leiten, an welchem die Gegend zeither groſſen Mangel gehabt hatte.

Und

(*) Lib. V. cap. 3. p. 98. Edit. *Maltret.*

Digitized by Google

Und nun, da wir dieſe Verdienſte des Juſtinianus um dieſe Bäder kennen: was folget daraus wahrſcheinlicher Weiſe in Anſehung des Verfaſſers unſers Gedichts? Alle Handſchriften nennen ihn **Paulus Silentiarius**. Man kannte aber bereits einen Mann dieſes Namens und dieſes Titels, der ebenfalls ein Dichter war, aus verſchiedenen in der Anthologie von ihm aufbehaltenen Stücken. Warum alſo ohne Noth die Weſen vermehren? Warum ſoll nicht eben der **Paulus Silentiarius**, der die Epigramme in der Anthologie gemacht hat, auch unſer Gedicht gemacht haben? Von dieſem aber iſt ausgemacht, daß er erſter Geheimſchreiber bey dem Kayſer Juſtinianus geweſen: und was iſt in unſerm Gedichte, warum es nicht ein Geheimſchreiber des nehmlichen Kayſers könnte gemacht haben? So ſchloß man; und ließ ſich um den eigentlichen Vorwurf dieſes Gedichts unbekümmert. Und nun, da wir den genauer kennen; da wir wiſſen, daß er Bäder betrift, welche eben der Kayſer ſo ſehr verſchönert hatte, bey welchem jener **Paulus** die Stelle eines Silentiarius bekleidete: ſollten wir anders ſchlieſſen? ſollten wir nicht um ſo viel mehr ein Gedicht auf dieſe Bäder, eben demſelben Paulus beylegen? Hiezu kömmt noch, daß er einen andern Bau ſeines Kayſers ebenfalls beſungen: nehmlich der St. Sophien Kirche in der Hauptſtadt, welche Juſtinianus, nach dem Tode ſeiner Gemahlin **Theodora**, vollenden ließ. Wenn Paulus dieſes einer Kirche gethan: warum hätte er es nicht auch Bädern thun können, die gewiſſermaaſſen das Werk ſeines Kayſers noch mehr waren, als jene?

Ich

Ich frage, warum nicht? Oder, was iſt denn nun der mächtige Grund, der uns bewegen ſoll, den Verfaſſer unſers Gedichts für einen ganz andern und weit jüngern **Paulus Silentiarius** zu halten, als für den, der unter dem Juſtinianus gelebt, und ſich durch ſo ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat? Kein andrer als dieſer: weil in einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz, ſich dieſes unſer Gedicht an den Kayſer **Conſtantinus Porphyrogennetus** gerichtet findet, der mehr als vierhundert Jahre nach dem Juſtinianus regierte. Πρὸς τὸν βασιλέα κύριον Κωνςαντῖνον τὸν Πορφυρογέννητον, heißt es da nicht allein in der Aufſchrift: ſondern eine Anrede an dieſen Kayſer iſt ſogar dem Gedichte ſelbſt eingeſchaltet; indem die drey erſten Zeilen, welche ſonſt überall blos heiſſen,

> Βȣ́λει μαθεῖν, ἄνθρωπε,
> Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,

alldort ſo lauten,

> Βȣ́λει μαθεῖν, Αὔγȣςε
> Κωνςαντῖνε κράτιςε,
> Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

Dieſes berichtet, wie wir geſehen, **Fabricius** aus der Abſchrift, welche **Gudius** von jenem Florentiniſchen Manuſcripte genommen hatte: dieſes beſtärkt **Bandini**, wo er in dem angezogenem Werke dieſes Manuſcript ſelbſt beſchreibt.

Aber ich kann es ſchwer begreiffen, wie dieſer leztre, was jener nur blos hiſtoriſch beybringt, für eine ganz ausgemachte Sache hat annehmen können. Citat hoc jambicum carmen, ſchreibt er, ex noſtro Codice *Fabricius B. G. Vol. VI. p.* 280. ubi recte admonet, Paulum hunc noſtrum longe diverſum eſſe ab alio Paulo, qui Iuſtiniani Imperatoris Silentiariorum, ſive Secretariorum primicerius fuit. Wie geſagt: das giebt **Fabricius** nicht für ſeine Meynung; er erzehlt blos, daß es in der Florentiniſchen Handſchrift vorgegeben werde. Freylich wundert mich, daß, wenn Fabricius jemals das Gedicht ſelbſt geleſen, er ſich entbrechen können, dieſem Vorgeben nicht geradezu zu widerſprechen. Es iſt ſo ungegründet, oder gründet ſich höchſtens auf eine ſo augenſcheinliche Verfälſchung, als nur immer ein nichtiges Vorgeben von der Welt. Der Beweiſe hiervon ſind mehrere, als eine ſolche Kleinigkeit bedarf. Denn **vors erſte:** der Zuſatz, worauf es hier ankömmt, findet ſich ſonſt nirgends als in dieſem einzigen Manuſcripte. Er findet ſich nicht in den drey übrigen Manuſcripten, welche in eben der Bibliothek von dem nehmlichen Gedichte aufbehalten werden; er hat ſich in keinem von den Manuſcripten gefunden, welche **Aldus, Ancantherus, Stephanus, Vulcanius, Morellus**, alle die ungenannten Herausgeber der Anthologie, gebraucht haben; er findet ſich eben ſo wenig in unſerm Manuſcripte. Was kann nun ein einziges gegen ſo viele? Denn **vors zweyte:** jener Zuſatz, jene Anrede an den Kayſer Conſtantinus, ſind in allen dieſen Manuſcripten nicht

nicht blos weggelaſſen, ſondern ſie haben anſtatt jener Anrede etwas, welches nur allein da ſtehen kann. Der Ton, auf den das ganze Gedicht geſtimmt iſt, iſt gegen die Anrede an einen Kayſer. „Du willſt lernen, großmächtiger „Kayſer — Nun ſo gieb Acht— So meyneſt du? aber „ſo meyne ich. — Thu alſo das — Unterlaß alſo jenes.„ — Wer hat jemals mit einem Kayſer ſo geſprochen? Und mit was für einem Kayſer hätte der Dichter ſo geſprochen? Gerade mit dem gelehrteſten von allen Griechiſchen Kayſern. Gegen ihn, gegen den Kayſer Conſtantinus Porphyrogennetus, hätte ein unbekannter Versmann ſich mit ſolchen Armſeligkeiten ein ſolches Anſehen geben dürfen? Kaum waren ſie noch gut genug, dem erſten dem beſten guten Freunde vorgeleyert zu werden, den man ſo unwiſſend annehmen kann, als man will. Ἄνθρωπε alſo, ſicherlich ἄνθρωπε war die Anrede, und nicht Ἄυγουστε Κωνσταντῖνε κράτιστε. Denn **vors dritte**: wie deutlich verräth nicht auch ſchon das bloſſe Κωνσταντῖνε die Interpolation des unwiſſenden Abſchreibers? So viel Freyheiten ſich nehmlich auch Paulus, in Anſehung der Proſodie, durch das ganze Gedicht erlaubt hat: ſo iſt ihm doch nirgends ein ſo barbariſcher Vers entfahren, als dieſer Κωνσταντῖνε κράτιστε. Die dritte Sylbe iſt bey ihm nie lang, wie ſie es doch hier ſeyn würde: und er wußte es zu gut, daß mit dieſer keine Licenz gelte, wenn ſeine Jamben wirklich noch Jamben bleiben ſollten. Er iſt alſo of-

fenbar eingeſchoben, dieſer Vers; und zu einer Zeit ein- geſchoben, als man die ſogenannten politiſchen Verſe machte, und die Sylben nicht mehr maaß, ſondern blos zählte. Dieſer einzige Vers mag aus den Zeiten des Conſtantinus Porphyrogennetus ſeyn: aber das Uebrige iſt es gewiß nicht. Soll ich noch ein **Viertes** hinzuſetzen? So wenig, oder ſo nichts auch, in dem ganzen Gedichte vorkömmt, was eine offenbare Beziehung auf die Zeit hätte, in welcher es geſchrieben worden: ſo finde ich doch ein Paar Zeilen, welche wenigſtens anzeigen, daß es nach dem achten Jahrhunderte wohl nicht geſchrieben worden. Der Dichter kömmt endlich auf Gott, der alle die angeführten Wunder in der phyſikaliſchen Welt ſchaffe; und ſagt:

Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.

„Mache dir ja nicht irgend ein ſinnliches Bild von „ihm, wenn du nicht ſtraucheln willſt.„ Ich meine, dieſes dürfte ſchwerlich nach 787 geſchrieben ſeyn, als auf der Kirchenverſammlung zu **Nicäa** die Verehrung der Bilder auf immer in der Griechiſchen Kirche eingeführt wurde. Weit eher dürfte es hingegen auf die Zeiten des Juſtinianus paſſen, als zu welchen ſich der Bilderdienſt allmälig einzuſchleichen anfieng, aber noch bey vielen viel Widerſpruch fand.

Indeß

Digitized by Google

Indeß möchte ich auf den leztern Grund auch nicht zu ſehr trauen; indem, ſo viel ich weiß, es bey den Griechen doch noch immer unerlaubt blieb, das eigentliche göttliche Weſen auf irgend eine Weiſe bildlich vorzuſtellen, und bey dem Dichter doch wohl nur von dieſem die Rede iſt. Genug daß die übrigen Gründe hinlänglich ſtark ſind, den einmal bekannten **Paulus Silentiarius** in dem Beſiße unſers Gedichts zu erhalten; ohne daß wir nöthig haben, uns einen zweyten dieſes Namens aufdringen zu laſſen. Wahr iſt es, daß die Epigrammen, welche in der Anthologie von ihm vorkommen, ein wenig aus andern Augen ſehen: doch da dieſe faſt lauter verliebte Kleinigkeiten ſind, ſo entſprang die ganze Verſchiedenheit, die man zwiſchen ihnen, und den ihm ſtreitig gemachten Jamben bemerken könnte, wohl nohtwendig aus der Verſchiedenheit des Innhalts. Ob er ſich in dem Gedichte auf die Kirche der heil. Sophie, beſonders in den demſelben vorgeſchickten Jamben, ähnlicher iſt, kann ich nicht ſagen, weil die einzige Ausgabe dieſes Gedichts, (vom **Du Fresne**, hinter dem **Cinnamus**) in unſerer Bibliothek mangelt, und ich es ſonſt nie geleſen habe.

Nach allen dieſen Erörterungen fiel mir noch bey, den **Pythiſchen** Bädern in den neuern Zeiten nachzuſpüren. Daß ſie, noch ſpät nach dem Juſtinianus, von den Kayſern beſucht worden, ſehe ich aus den Nachrichten,

welche Conſtantinus Porphyrogennetus ſeinem Sohne Romanus, wegen der Kayſerlichen Jacht (wenn ich anders δρομωνιον ſo überſetzen darf) ertheilet. (*) Er ſagt ihm, daß **Leo** der Weiſe, welcher 886 zur Regierung kam, ſich zuerſt einer ſolchen Jacht bedienet, wenn er eine von ſeinen weitern Reiſen thun wollen: οἷον εἰς Νικομήδειαν, εἰς τὸν Ὄλυμπον, εἰς τὰ Πυθία. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Conſtantinus dieſe Orte nach ihrer weiteren und weiteſten Entfernung von Conſtantinopel angegeben: ſo folget daraus, daß die Gegend **Pythia** von dort aus jenſeit des **Olympus** gelegen. Hierherum ſuchte ich alſo unſere Bäder bey den neueſten und beſten Reiſebeſchreibern, welche Natolien durchzogen. Beym **Pocock**, und andern, wo ich ſie am liebſten gefunden hätte, fand ich ſie nicht. **Pocock** hat zwar den Olympus beſucht, und gedenket ſehr ſchöner warmen Bäder, die an dem Fuſſe deſſelben, gegen **Burſa** zu, liegen. (**) Doch dieſes ſind die Θέρμα τῆς Πρύσης, die warmen Bäder zu **Pruſa**, welche an der angezogenen Stelle des Conſtantinus ausdrücklich von den Pythiſchen Bädern unterſchieden werden. Um den Olympus herum, iſt **Pocock** nicht gekommen; wohl aber **Paul Lucas**. So berüchtigt dieſer nun ſonſt, wegen ſeiner Leichtgläubigkeit, iſt: ſo ziemlich kann man ihm doch trauen, wenn es auf das Terrain ankömmt. Was er alſo

ſo

(*) *Banduri* Imperium Orient. T. I. p. 113.

(**) Reiſebeſ. deut. Ueberſ. Theil III. Seite 177.

Digitized by Google

ſo von den warmen Bädern bey **Eskicher** ſagt, welchen Ort er auf ſeiner lezten Reiſe beſuchte, verdienet allen Glauben (*). Und eben dieſe Bäder zu **Eskicher**, glaube ich gewiß, ſind unſere Pythiſchen. Denn nicht allein ihre Lage trift mit jener, aus den Worten des Conſtantinus angegebenen, völlig überein; ſondern auch was **Lucas** ſonſt von ihnen ſagt, iſt völlig von der Beſchaffenheit, daß es mich in meiner Meynung beſtärkt. Eskicher, ſagt er, eſt pleine de belles Fontaines: toutes ſont d'eau chaude; et l'on n'en boiroit point d'autre, ſi l'on n'avoit ſoin d' en faire refroidir. Was heißt das anders, als daß ſonſt kein trinkbares Waſſer in daſiger Gegend zu finden? Ein Fehler, den nach dem Prokopius, wie wir geſehen, auch Pythia vor dem Juſtinianus hatte; und der nohtwendig wieder eintreten müſſen, wenn man die Waſſerleitung verfallen laſſen, durch welche dieſer Kayſer ihm abhelfen ließ. Il y a auſſi, fährt **Lucas** fort, cinq bains de ces eaux, dont un paroit aſſez antique; c'eſt un fort beau Dôme ſoutenu par de belles colomnes de jaſpe et bâti de Marbre depuis les fondements. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt dieſes das nehmliche öffentliche Bad, welches eben dieſer Kayſer, wie Prokopius meldet, erbauen laſſen. Die prächtigen Ruder eines ſehr groſſen Gebäudes aber, nebſt einer Kirche und ei-

(*) Voyage fait par Ordre du Roi. Tom. I. p. 103. Amſt. 1714.

nes Kirchhofes, welche **Lucas** anderthalb Franzöſiſche Meilen von **Eskicher** ſahe, ſind ohne Zweifel der kayſerliche Pallaſt ſelbſt, der in einiger Entfernung von den Bädern geſtanden, und die vom Prokopius beſagte Kirche zum Erztengel geweſen. Von den Inſcriptionen, die **Lucas** auf den Grabmählern des Kirchhofs fand, hat er ſogar ſieben abgeſchrieben und mitgetheilet. Allein man weiß ſchon wie unbrauchbar die Inſcriptionen des **Lucas** überhaupt ſind; und dieſe ſieben, wenn man ſie ja noch etwas kann beſagen laſſen, beſagen wenigſtens nichts, was hier zur Sache gehört.

VI.

Vermeinte ΑΝΕΚΔΟΤΑ

des Antoninus

in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Digitized by Google

Ich überlege, daß einige von meinen Leſern glauben dürften, nicht zeitig genug erfahren zu können, was es mit den obgedachten Stellen des **Antoninus**(*) für eine Bewandtniß habe, von welchen **Bandini** vorgiebt, daß ſie noch ungedruckt, und in einigen Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz zu finden wären. Die Sache läßt ſich, an und für ſich, gar wohl denken. Denn das Buch des Antoninus beſtehet aus lauter einzeln, nur wenig zuſammenhangenden Betrachtungen, von welchen ſich in den Handſchriften, aus denen die bisherigen Ausgaben beſorgt worden, gar wohl einige könnten verlohren haben. Wenn ſich dieſe nun ſonſt wo wiederfänden; geſetzt auch, nur in einem Auszuge des Ganzen, nach welchem man ihnen ihre angebohrnen Stellen in dieſem Ganzen nicht anweiſen könnte: ſo wären es doch noch immer ſo viele koſtbare Perlen, die ſich mehr durch ihren eignen Werth, als durch die Ordnung, in welcher ſie aufgereihet ſind, empfehlen. — Ich will alſo die verſprochne genauere Anzeige, gleich itzt beyfügen.

Herr **Bandini**, wie bekannt, iſt Vorſteher genannter Bibliothek, die ſonſt den Namen der **Medicea** oder **Laurentiana** führet; und hat die Griechiſchen Handſchriften derſelben in drey Folianten beſchrieben, wovon der erſte im Jahre 64, und der dritte im Jahre 70, ans Licht getreten. Wie viele Mühe ihm dieſes Werk müſſe gekoſtet haben; wie vielen Dank ihm die Gelehrten dafür ſchuldig

ſind;

(*) Seite 149.

ſind: das alles verſteht ſich von ſelbſt. Einem Bibliothekar insbeſondere, welcher Griechiſche Handſchriften unter ſeinem Beſchluſſe hat, und ſie nicht blos, wie der Hund das Heu, bewahren will, iſt es faſt unentbehrlich. Ich wenigſtens, für mein Theil, bekenne mit Vergnügen, daß es mir die erſprießlichſten Dienſte von der Welt thut. Und nur aus Erkenntlichkeit für dieſe Dienſte, will ich es hier wagen, mich dem Herrn **Bandini** wiederum durch eine kleine Auskunft gefällig zu machen.

Herr **Bandini** alſo fand in einer von den Handſchriften, welche das Gedicht des **Paulus Silentiarius** enthalten, auch Auszüge aus den zwölf Büchern des **Antoninus** καθ' ἑαυτόν. Ebendieſelben Auszüge, nur nicht immer in der nehmlichen Vollſtändigkeit, fand er noch in drey andern Handſchriften; und hielt es um ſo viel mehr der Mühe werth, bey Beſchreibung der erſtern, ſie nach allen vieren genau anzuzeigen, da er einige Stücke oder Paragraphen darunter zu bemerken glaubte, welche er in der gedruckten Ausgabe des **Gataker**, der beſten, die wir von dem Antoninus haben, alles Fleiſſes ohngeachtet, nicht auffinden können. Es iſt unumgänglich, die ganze Stelle, aus dem zweyten Tome ſeines Werks, herzuſetzen. — Nehmlich Cod. VII. Plut. LV. enthält zum

XIV. p. 265. *Marci Antonini ex libris XII. de rebus ſuis Excerpta Capita.* Hæc cum in quatuor huius Bibliothecæ Codicibus, quoad nobis hactenus innotuit, occurrant, in aliis plura, in aliis vero pauciora; placuit heic omnium, quotquot in ipſis habentur, ini-

tia

tia proferre, et quidem eodem ordine, quo inibi jacent, ſervato. Præterea quum prae manibus haberemus huius operis editionem Græc. Latin. Cantabrig. MDCLII. 4. non omiſimus eorum ſingula diligenter in ipſa perveſtigare, ut quænam ex iis eſſent edita, quæ vero ſecus, lectoribus innueremus. En igitur ipſorum ſeries:

I. Inc. Ἴδιον ἀνθρώπȣ. Ex Libro VII. §. 22.

II. Βαβυλωνίȣς τε καὶ Χαλδαίȣς, σοφȣ̀ς τὰ ȣ̓ράνια, κ. λ. Non invenimus in dicta edit. quod idem monitum volumus intelligi, ubi nulla editionis citatio fiat.

III. Φοβεῖται τις μεταβολὴν; Libr. VII. §. 18.

IV. Τὴν ὕαιναν τῇ τις μὲν ἄῤῥενα.

V. Ἵππος ἐῤῥιμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν.

VI. Μὴ αἰσχύνȣ βοηθȣ́μενος. Libr. VII. §. 7.

VII. Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τȣ͂τό μοι συνέβη;

VIII. Εἰς τȣ̀ς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μύες ἐμπέσωσιν.

IX. Μυῖα ἐμπεσȣ͂σα εἰς ὕδωρ.

X. Κύων δὲ θαλαττία τεκȣ͂σα.

XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.

XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος τῶν τοῖς ἕλεσι, κ. λ.

XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης.

XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον ἔμπαλιν φασι.

XV. Ὁ ποῖόν ἐστι τὸ λεγόμενον. Lib. V. §. 7.

XVI. Ὅταν ἀλοητὸς ᾖ, καὶ στρέφονται.

XVII. Οὐδὲν ȣ̓δενί. Lib. V. §. 7.

XVIII.

XVIII. Τὸ ἡγεμονικόν. Lib. V. §. 28.

XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.

XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.

XXI. Οἷον δὴ τὸ φαντασίᾳ. Lib. VI. §. 13. Definit in verbis: τότε μάλιστα καταγοητεύει.

XXII. Ἀνάνηφε καὶ ἀνακαλοῦ σεαυτόν. Lib. VI. §. 31.

XXIII. Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑπὸ ὕδρου πληγέντα.

XXIV. Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι.

XXV. Οἷς συγκεκλήρωσαι πράγμασι. Def. κατὰ νοῦν τὰ ἑαυτοῦ. Lib. IX. §. 39. et 40.

XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος.

XXVII. Ὅπου ἔργον ἐπιτελεῖσθαι. Lib. VII. §. 53.

XXVIII. Συνεχῶς ἐφιστάναι. Lib. VII. §. 62

XXIX. Πᾶσα ψυχή φησιν. Lib. VII. §. 63.

XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας σιτεῖται.

XXXI. Πόθεν ἴσμεν, εἰ μὴ τηλαυγής. Lib. VII. §. 66.

XXXII. Οἱ θεοὶ ἀθάνατοι. Lib. VII. §. 70.

XXXIII. Γελοῖόν ἐστιν. Lib. VII. §. 71.

XXXIV. Μέμνησο, ὅτι ὥσπερ αἰσχρόν. Lib. VIII. §. 15.

XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι, κ. λ.

XXXVI. τιμωροῦσιν ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι, κ. λ;

XXXVII. Εἴ ποτε εἶδες. Lib. VIII. §. 34.

XXXVIII. Μέμνησο, ὅτι ἀκαταμάχητον. Lib. VIII. §. 84.

XXXVIIII. Μηκέτι μόνον. Lib. VIII. §. 54.

XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸν ζῶον.

XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες.

XLII.

XLII. Ο῾ ἥλιος καταχεχύσθαι. Lib. VIII. §. 57.
XLIII. Τῷ ἐμῷ προαιρετικῷ. Lib. VIII. §. 56.
XLIV. Ο῾ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις γινόμενος.
XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις.
XLVI. Ο῾ ἀδικῶν ἀσεβεῖ Lib. IX. §. 1. Definit autem in verbis, δῆλον ὡς ἀσεβεῖ.
XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν διαγνοίη.
XLVIII. Η῎τοι ὐδὲν δύνανται. Lib. X. §. 40.
XLIX. Τέσσαρας μάλιςα. Lib. XI. §. 41.
L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος.
LI. Ο῞ταν τινος ἀναισχυντίᾳ. Lib. IX. §. 42.
LII. Φαντάζυ πάντα. Lib. X. §. 28.
LIII. Κατὰ μέρος ἐφ᾽ ἑκάςου. Lib. X. §. 29.
LIV. Μηδενὶ ἐξέςω εἰπεῖν. Lib. X. §. 32.
LV. Τῷ δεδηγμένῳ ὑπο τῶν ἀληθῶν. Lib. X. §. 34.
LVI. Τὸν ὑγιαίνοντα ὀφθαλμόν. Lib. X. §. 35.
LVII. Καταφιλῦντα τὸ παιδίον. Def. τὸ νῦν μὴ ὄν. Lib. XI. §. 34. et 35.
LVIII. Ο῾ θεὸς πάντα τὰ ἡγεμονικά. Lib. XII. §. 12.
LIX. Οἱ ἐνιςάμενοι προϊόντι. Lib. XI. §. 9.
LX. Ω῏ι μὴ εἷς καὶ ὁ αὐτός ἐςι. Lib. X. §. 21.
LXI. Πολλάκις ἐθαύμασα, πῶς ἑαυτόν, κ. λ. Lib. XII. §. 4. Definit autem in verbis, ἢ τὴν τῶν ἄλλων.
LXII. Η῎τοι ἀνάγκη εἱμαρμένης. Def. ἀποσβήσεται. Lib. XII. §. 14. et 15.
LXIII. Πρὸς θανάτυ καταφρόνησιν. Lib. XII. §. 34.

Ex

Ex recenſitis igitur ſexaginta tribus capitibus, Codex VII. Plut. LV. quem modo recenſemus, habet tantummodo quinquaginta integra, et duo mutila; nimirum incipiunt a primo usque ad vigeſimum incluſive. Vigeſimum primum caret fine, ac trigeſimum initio, unius fortaſſe, aut alterius folii iactura inter p. 266. et 267. qua reliqua etiam, quæ vigeſimum primum inter et trigeſimum iacent, periere. Deſinit autem in ſexageſimo.

Codex XVII. Plut. LIX. et Codex XIII. Plutei LXXIV habent tantum triginta novem, nimirum I. III. VI. VII. XV. XXXVII. XVII. XVIII. XXI. XXII. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. XXXII. XXXII. XXXIV. XXXV. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLVI. XLVIII. IL. et LI. cum reliquis usque ad finem.

Codex denique XLIV. Plut. LIX. præter prima quatuor Capita, reliqua omnia exhibet, incipiens a quinto, et deſinens in ſexageſimo tertio. Horum vero Capitum inſcriptio in primis tribus Codicibus eadem eſt, nimirum Μάρκȣ Ἀντωνίνȣ ἐκ τῶν καθ' ἑαυτόν. Finalis vero in primo Codice eſt: ὁμȣ̃ κεφάλαια ξ'. In ſecundo: τέλος τῶν φιλοσόφων τȣ̃ Ἀντωνίνȣ Μάρκȣ. In tertio: τέλος. In quarto denique neque in principio, neque in fine vllum auctoris nomen.

Wer kann dieſes leſen, der den **Antoninus** kennet, und für Begierde nicht brennen? So manches von dieſem Manne noch ungedruckt, aus deſſen Munde kein Wort auf die Erde hätte fallen müſſen? der vollends keine Sylbe ſollte geſchrieben haben, die noch itzt mit Motte und Moder kämpfte? Auch ſind das, wahrlich, nicht blos lei-

dige Fragmente, wie man ſie aus den Anführungen eines Grammatikers zuſammenſtoppelt. Es müſſen anſehnliche Stellen ſeyn, wenn man ſie nach denen ſchätzen darf, die in den gedruckten Ausgaben davon vorkommen. Ja, da ſie, der Zahl nach, faſt die Hälfte ausmachen; indem ihrer alle zuſammen **drey und ſechzig**, der vom **Bandini** unnachgewieſnen aber **ſechs und zwanzig** ſind: ſo müſſen dieſe ſechs und zwanzig faſt ſo viel betragen, als wenigſtens das kürzeſte von den zwölf Büchern, woraus das ganze Werk beſtehet. Nehmlich: Nummer II. IV. V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XVI. XIX. XX. XXIII. XXIV. XXVI. XXX. XXXV. XXXVI. XL. XLI. XLIV. XLV. XLVII. und L. lauter noch ungedruckte Paragraphen des Antoninus!

Iſt es möglich? — Und Herr **Bandini** konnte ſich begnügen laſſen, uns dieſen Schatz blos anzuzeigen? Was hinderte ihn, die Welt nicht gleich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen? Er hat ſo manche Ἀνέκδοτα ſeinem Verzeichniſſe einverleibet, wovon viele ſchwerlich eine einzige Sentenz des Antoninus werth ſind: und warum denn nun nicht auch dieſe?

Doch ehe man ſich weiter den Kopf über dieſe Frage zerbricht, und ehe noch gar ein ehrlicher Deutſcher nach Italien ſchreibt, und es ſich Höflichkeit und Geld koſten läßt, eine Abſchrift von den vortrefflichen Dingen zu erhalten, nach welchen man uns ehrlichen Transalpinern den Mund ſo wäßrig zu machen weiß; ſo will ich, was ich ſchon zu verſtehen gegeben, hier förmlichſt anzuzeigen nicht ermangeln.

Nehmlich: daß in dieſem Puncte unſere **Auguſta** der **Medicea** nichts nachgiebt, indem ſie nicht allein ebendieſelben ſchon gedruckten, ſondern auch ebendieſelben noch ungedruckten Paragraphen des **Antoninus**, in einer Handſchrift beſitzet, die aller Wahrſcheinlichkeit nach das Original jener vier Florentiniſchen geweſen. Denn die Florentiniſchen insgeſammt ſind verſtümmelt, und was **Bandini** aus ihnen allen zuſammenſetzen müſſen, das enthält unſere Eine Handſchrift in der beſten Vollſtändigkeit und Ordnung; ja vollkommen in der nehmlichen Ordnung, als ſich aus Zuſammenhaltung jener viere ergeben. Und, wie geſagt, es iſt eben dieſelbe, die ich in dem vorigen hinlänglich beſchrieben, und in der, nach den Gemälden des **Philoſtratus**, alles das, unter der Aufſchrift Μάρκου Ἀντονίνου ἐκ τῶν καθ' ἀυτόν, folget.

Damit ich aber auch dieſe meine Anzeige augenſcheinlich beſtätige: ſo will ich ſofort, was **Bandini** unterlaſſen, nachhohlen, und ſeine Anfangsworte der noch ungedruckten Paragraphen, aus unſerer Handſchrift ausfüllen. Ich fange alſo bey Nummer **II.** an, und will von da zu allen den übrigen, wenn Gott will, fortgehen, die er in der gedruckten Ausgabe des **Antoninus** nicht nachgewieſen hat.

II.

Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους σοφοὺς τὰ οὐράνια *ᾄδουσι οἱ συγγραφεῖς. μύρμηκες δὲ οὔτε εἰς οὐρανὸν ἀναβλέποντες, οὐδὲ τὰς τοῦ μηνὸς ἡμέρας ἐπὶ δακτύλων ἀριθμεῖν ἔχοντες, ὅμως δῶρον ἐκ φύσεως εἰλήχασι παράδοξον· τῇ γὰρ ἡμέρα τοῦ μηνὸς τῇ νέᾳ, εἴσω τῆς ἑαυτῶν ϛέγης οἰκοῦσι, τὴν ὀπὴν οὐχ' ὑπερβαίνοντες, ἀλλὰ ἀτρεμοῦντες.*

IV.

IV.

Τὴν ὕαιναν τῆτες (*) **μὲν ἄῤῥενα** ἐι θεάσαιο, τὴν αὐτὴν εἰς νέωτα ὄψει θῆλυν· ἐι δὲ θῆλυν νῦν, μετὰ ταῦτα ἄῤῥενα· κοινωνῦσί τε ἀφροδίτης ἑκατέρας· γαμῦσί τε καὶ γαμῦνται ἀνὰ ἔτος πᾶν· ἀμείβυσαι τὸ γένος· ὑκῦν τὸν καινέα καὶ τὸν τειρεσίαν, ἀρχαίυς ἀπέδειξε τὸ ζῶον τῦτο ὐκ ὄμποις ἀλλὰ τοῖς ἔργοις αὐτοῖς,

V.

Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐςιν· ὁ μὲν γὰρ ὑποσήπεται· ἐκ δὲ τῦ μυελῦ ἐκπέτονται οἱ θῆρες ὗτοι· ὠκίςυ ζῶυ πτηνὰ ἔκγονα τῦ ἵππυ οἱ σφῆκες.

VII.

Ἀτυχὴς ἐγὼ ὅτι τῦτό μοι συνέβη; ὐμενῦν· ἀλλ' εὐτυχὴς ἐγὼ· ὅτι τῦτο μοι συμβεβηκότος, ἄλυπος διατελῶ· ὔθ' ὑπὸ τῦ παρόντος θραυόμενος, ὔτε τὸ ἐπιὸν φοβῦμενος, συμβῆναι μὲν γὰρ τὸ τοιῦτο, παντὶ ἐδύνατο ἄλυπος δὲ ὐ πᾶς ἐπὶ τύτῳ ἂν διετέλεσε· διατὶ ὖν ἐκεῖνο μᾶλλον ἀτύχημα· ἢ τῦτο ἐυτύχημα· λέγεις δὲ ὅλως ἀτύχημα ἀνθρώπυ ὃ ὐκ ἔςιν ἀπότευγμα τῆς φύσεως τῦ ἀνθρώπυ; ἀπότευγμα δὲ τῆς φύσεως τῦ ἀνθρώπυ εἶναι δοκεῖ σοι, ὃ μὴ παρὰ τὸ βύλημα τῆς φύσεως αὐτῦ ἐςί; τὶ ὖν τὸ βύλημα μεμάθηκας· μήτι ὖν τὸ συμβεβηκὸς τῦτο κολύει σε δίκαιον εἶναι· μεγαλόψυχον· σώφρονα· ἔμφρονα· ἀψευδῆ· αἰδήμονα· ἐλευθέριον· τ' ἄλλα ὧνπερ ὄντων ἡ φύσις τῦ ἀνθρώπυ ἀπέχει τὰ ἴδια.

VIII.

Ἐὶς τὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσι ἀνανεῦσαι καὶ ἀνελθεῖν ὐ δυνάμενοι, τὰς ἀλλήλων ὐρὰς ἐνδακόντες, εἶτα ἐφέλκυσι τὸν δεύτερον ὁ πρῶτος· καὶ ὁ δεύτερος τὸν τρίτον· ὕτω μὲν ὖν δὴ καὶ τοῖς ἀλλήλοις συμμαχεῖν καὶ ἐπικυρεῖν ἡ σοφωτάτη φύσις ἐξεπαίδευσεν,

(*) Für τῆτες, ſo viel als **heuer, in dieſem Jahre,** hat **Bandini** unrichtig τῇ τις geleſen.

IX.

Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ, καὶ γὰρ ἡ ζώων ἐστὶ θρασυτάτη· ἀλλὰ γοῦν οὔτε ἀνέχει οὔτε νηκτική ἐστι· καὶ διὰ ταῦτα ἀποπνίγεται· εἰ δέ αὐτῆς ἐξέλοις τὸν νεκρὸν καὶ τέφραν ἐμπάσαις, καὶ καταθήσεις ἐν ἡλίου αὐγῇ, ἀναβιώσεις τὴν μυῖαν.

Doch wahrlich, der Spaß iſt weder des Papiers, noch der Mühe werth, die er mich koſtet. Hier will ich einhalten: denn ich hätte ſchon gleich bey der erſten Probe einhalten können. — Was wären das? Stellen des **Antoninus**? Ich will Nummer VII. ausnehmen: was iſt in allen den andern, was ſie dieſes Namens nur im geringſten würdig machte? Daß die Ameiſen ſich auf den erſten Tag eines jeden Monats verſtehen, ohne die Tage an den Fingern zählen zu können; daß die Hyäne ein Jahr ums andere, Männchen und Weibchen iſt; daß Wespen aus dem Marke eines faulenden Pferdes empor fliegen; daß die Mäuſe, wenn ſie in den Keſſel gefallen, einander an den Schwänzen heraushelfen; daß ertrunkene Fliegen unter Aſche wieder lebendig werden: vortrefliche Siebenſachen! Um die ſollte ſich Antoninus bekümmert haben? die ſollte er gewürdiget haben, niederzuſchreiben? Wer kennet ſeine Betrachtungen auch nur vom Hörenſagen, und ſtehet einen Augenblick an, auf das zuverſichtlichſte zu entſcheiden, daß dieſe Brocken unmöglich jemals darinn geſtanden haben können? Ja, wer hat ſich in Griechiſchen Büchern noch ſo wenig umgeſehen, und weiß nicht ſogleich, wo ſie her ſind? oder vermuthet es wenigſtens nicht ſogleich, wo ſie her ſeyn könnten? Allem Anſehen nach; aus dem **Aelianus, von der Natur der Thiere.**

Und

Und daher ſind ſie denn auch wirklich: die angeführten fünfe ſowohl, als die übrigen alle, die Hr. **Bandini** ſonach freylich nicht in dem Antoninus finden konnte. Hier iſt die Nachweiſung derſelben:

II. Βαβυλωνίȣς τε καὶ Χαλδαίȣς. *Aelianus* Lib. I. c. 22.

IV. Τὴν ὕαιναν τῆτες μὲν ἄῤῥενα. *Ael.* Lib. I. c. 25.

V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γεν. *Ael.* Lib. I. c. 28.

VII. Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τȣ̃τό μοι συνέβη; κ. λ.

VIII. Εἰς τȣ̀ς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες. *Ael.* L. V. c. 22.

IX. Μῦα ἐμπεσȣ̃σα εἰς ὕδωρ. *Ael.* Lib. II. c. 29.

X. Κύων δὲ θαλαττία τεκȣ̃σα. *Ael.* Lib. I. c. 17.

XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν. *Ael.* Lib. I. c. 34.

XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος. *Ael.* Lib. I. c. 3.

XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης. *Ael.* Lib. I. c. 52.

XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον. *Ael.* Lib. I. c. 49.

XVI. Ὅταν ἁλοντός ᾖ. *Ael.* Lib. IV. c. 25.

XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας. *Ael.* L. I. c. 50.

XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλȣς. *Ael.* Lib. IV. c. 49.

XXIII. Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑφ' ὕδρȣ. *Ael.* L. IV. c. 57.

XXIV. Σ'πῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι. *Ael.* Lib. IV. c. 60.

XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος. *Ael.* Lib. I. c. 1.

XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας. *Ael.* Lib. I. c. 2.

XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι κ. λ.

XXXVI. Τιμωρȣ̃σι ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι. *Ael.* Lib. I. c. 4.

XL. Λέγȣσι τὸν θῶα τὸ ζῶον. *Ael.* Lib. I. c. 7. 8.

 XLI.

XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες. *Ael.* Lib. I. c. 13.

XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c. 9.

XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c. 10.

XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν. *Ael.* Lib. I. c. 11.

L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος. *Ael.* L. I. c. 26.

Ich bin weit entfernt, die geringſte nachtheilige Anmerkung über ein ſo ſonderbares Quidproquo eines ſo gelehrten Mannes zu machen. Ein Litterator, der ſeine Gedanken unter tauſend und tauſend Scharteken von Büchern und Handſchriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrſamkeit, ſeiner klaßiſchen Lektüre vergeſſen.

Nur zwey Nummern ſind in meiner Nachweiſung noch ausgefallen, die, ſobald ich ſie in der Handſchrift geleſen hatte, ich mir gleich nicht einkommen ließ, in dem Aelianus zu ſuchen. Nehmlich Nummer VII und Nummer XXXV. Dieſe gehören allerdings dem Antoninus: nur Schade, daß ſie aber auch ſchon gedruckt ſind; und zwar in dem Werke des Antoninus ſelbſt. Hr. Bandini hat in der Eil nur immer die Anfangsworte der Paragraphen deſſelben geleſen; und mehr nicht. Wenn er nur ein wenig weiter geleſen hätte, ſo würde er Nummer VII. welches ſich anfängt: Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη, im 49ſten Paragraphen des vierten Buchs; und Nummer XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον, im 17ten Paragraphen des achten Buches, gar wohl gefunden haben.

Ob ſonſt dieſes ganze Mengſel von ſo heterogenen Auszügen aus dem Antoninus und Aelianus, in unſerm Manuſcripte etwas zu Berichtigung des einen oder des andern beytragen könne: mag man aus der angeführten Probe ſchlieſſen, in der ich mich genau an daſſelbe gehalten habe, ohne das geringſte nach den gedruckten Lesarten zu ändern.

VII.

VII.

Leibnitz

von den ewigen Strafen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich ſehe, daß gegenwärtig bey unſern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beygelegt heiſſen könnte! Denn das iſt ohne Zweifel bey dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich zwanzig oder funfzig Jahre ſpäter, der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem ſolchen Schwätzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudieren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kann man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Wenn gar unter dieſen Vorgängern ſich **Leibnitze** befinden: was kann ſchlechterdings lehrreicher ſeyn, als ſich in die geringſten Fußtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des groſſen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir gienge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit

Mosheims Worten angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt, dabey gelegentlich eine litterariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als **Mosheim** 1725 ſeine hierhergehörige Schrift, hinter dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden, herausgab, ſchickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die „beygefügten Gedanken von der Lehre derer, die den Stra„fen der Hölle ein Ziel ſetzen, ſind von mir gefodert wor„den. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von die„ſer Sache geſchrieben. Und ich kanns daher wohl lei„den, wenn man glaubt, meine Arbeit ſey unnöthig. Die „unſchuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, „die gegen mein Wiſſen dieſelbe wollen drucken laſſen, „und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich „ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu verſprechen, daß ich „ſelbſt den Druck beſorgen würde. Ich vollziehe jetzund „meine Zuſage. Und was iſt denn hierin ſtrafwürdiges? „Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zuſage nicht ge„halten, eben ſo ſehr geſündiget haben, als da ich dieſel„be vollziehe? Es iſt endlich beſſer, einige Bogen zu viel, „als zu wenig, von dergleichen Dingen der Welt zu lie„fern. Und je mehr Einfluß dieſe Lehre in gewiſſe Wahr„heiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit „betreffen, je öffters hat man Urſache, die Beweisthümer „derſelben feſte zu ſetzen. Man pflegt ſtets auf die Ver„nunft hierinn ſich zu berufen. Und es kömmt vielen der „berühmteſten Männer vor, als wenn die Sache derjeni„gen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, beyna„he verlohren ſeyn würde, wenn man dieſe allein fragen „wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich an-

„dere

Digitized by Google

„dere deswegen verachten will, die anders denken. Mir „deucht, daß die Vernunft, wo nicht ſtärker, doch eben „ſo ſtark, vor diejenigen ſtreite, welche die Ewigkeit, „als vor die, welche das Ende der göttlichen Rache ver= „theidigen. Man ſieht oft gewiſſe Meynungen der Men= „ſchen, die den Beyfall der meiſten erhalten, für klare „Geſetze der Vernunft an, die man nicht leugnen darf. „Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Ge= „richtes nach der Gewohnheit der menſchlichen Richter= „ſtühle ab. Das ſcharfſinnigſte, was vor das Ende der „Höllenſtrafen geſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt „gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor „ſeinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer „verfallen. Ich habe dieſelben nicht obenhin geleſen, und „gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel be= „ſchaffenen Verſtandes. Aber wenn man einige Zwey= „deutigkeiten hebt, und die Kraft der Schlüſſe von den „menſchlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, ſo wird „der ſogenannte Beweis ein Schatten, bey dem man den „Zuſammenhang vergebens ſucht. Ich bin lange Willens, „in einer Lateiniſchen Schrift die Geſchichte der Lehre, von „der hier die Rede, vorzutragen, und nicht nur die Quel= „len derſelben zu entdecken, ſondern auch die unterſchiede= „nen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu un= „terſuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum „Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung „derſelben aufgehalten. Vielleicht finden ſich bald einige „Stunden, in welchen ich den geſammleten Vorrath von „Gedanken und Zeugniſſen in Ordnung bringen und der „Welt vorlegen kann.„

Wer

Wer jener gelehrte Mann ſey, der noch das Scharfſinnigſte für die verneinende Meynung geſchrieben, zeigt **Mosheim** durch den untergeſetzten Titel der Schrift ſelbſt an, *Erneſti Soneri* Demonſtratio Theologica et Philoſophica, quod æterna impiorum ſupplicia, non arguant Dei juſtitiam, ſed injuſtitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr **von Leibnitz** hat dies Werk„chen herausgeben wollen, welches ſehr ſelten iſt. Ich „habe eine Abſchrift deſſelben zur Hand, vor dem bereits „die Vorrede ſteht, die er mit demſelben wollen drucken „laſſen. Ein anderer Ort, wird mir Gelegenheit geben, „hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte des„jenigen rühmen werde, den ich dieſe und andere hierher „gehörige Sachen zu danken habe.„

Nun iſt leider **Mosheimen** die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zweifel in jener Lateiniſchen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die gedachte Vorrede des **Leibnitz**, zu dem **Sonerſchen** Beweiſe, darüber im Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen worden. Denn ſeit 1737, als **Ludovici** in der Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie, (*) **Mosheimen** ſeines Verſprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner, (**) wenn er die Schrift des **Sonerus**, wegen ihrer

(*) Theil II. S. 27.

(**) Wie etwa vom **Vogt**, Cat. libr. rar. p. 635.

ihrer Seltenheit, anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von **Bruckern** nicht, der doch bey Erzählung von **Soners** Verdienſten um die Ariſtoteliſche Philoſophie, (*) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke, die wir dem Herrn **Dutens** zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äuſſerſt nachläßig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freylich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche **Brucker** konnte ſie ihm freylich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder Deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darinn zuvorgekommen: ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich itzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche **Leibnitz** zu **Soners** Schrift gemacht hat, wel-

che

(*) Hiſt. cr. Phil. T. IV. P. 1. p. 312.

che **Mosheim** beſaß, welche Mosheim drucken laſſen wollte, und nicht drucken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie **Mosheim** ſelbſt, dem Anſehen nach, aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte, in Mittheilung derſelben, er anderwerts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius **Hertel.** Doch da Hertel mit Leibnitzen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß: ſo kann es eben ſo wohl ſeyn, daß er ſie mit ſammt der Sonerſchen Schrift, Mosheimen aus ſeinem eignen litterariſchen Vorrathe mitgetheilet, als unter welchen ſie alſo, erſt nach ſeinem Tode, unſerer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Mosheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an **Herreln** dabey befindet. Jene ſtimmt mit dem nachher geſchehenen Abdrucke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung (*) ganz vorlegen; und ſo,

(*) „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſowohl meine eigene Einfälle, als **Soneri** Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So ſpitzfindig dieſes letztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehrlichen Manne nach ſeinen eignen Grundſätzen auszukommen. Er ſetzt „zum

ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

„zum Grunde, in Gott ſey keine andere Gerechtigkeit, als „dieſe, daß er ſeine Zuſage halten müſſe; in allen andern „ſey ſeine Macht unumſchränkt. Sehr wohl! So wird „denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht „hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen auflegen „könne. Nach ſeiner Macht kann er dieß thun. Der „ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott „wirklich in der Schrift den Gottloſen ewige Strafen ge„drohet. Aber kömmts ſo weit, ſo wird der ehrliche So„cinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehen ant„worten können. Ich ſchriebe mehr, wenn ich mein Mei„ſter wäre. Uebermorgen ſoll ich wieder diſputiren, und „meine andern Collegia ſollen auch vor Oſtern geendiget „ſeyn. Daher wird mir faſt kein Augenblick frey gelaſſen, „und, die ich frey habe, muß ich zur Ausfertigung des „**Haleſii** anwenden. Meine Betrachtungen über die „Conduite der **Dordrechtſchen** Väter werden eben nicht „wohl den Advocaten dieſes Concilii gefallen. Doch ſie „ſind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. „Ich bin ohne Ausnahme, u. ſ. w.

Mosheim.

LEIB-

LEIBNITII PRÆFATIO.

Erneſti Soneri, Philoſophi quondam apud Altorfinos clarisſimi, Demonſtratio, quam vocat, Theologica &c. de injuſtitia æternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis viſa eſt, ſolent enim fere æſtimare homines, quæ non noverunt. Vt ſæpe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipſa ſufficit ad refutandum, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non poteſt, Sonerum ſubtiliter et ingenioſe ſcripſiſſe; ſed demonſtratio tamen eius magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus ſpecioſitate argumenti decipiatur, cuius vis huc redit. Peccata finita ſunt; inter finitum et infinitum nulla eſt proportio; ergo pœnæ quoque debent eſſe finitæ. Porro peccata eſſe finita, oſtendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi posſint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta ſint infinita, „aut ut talia conſiderari posſint, vel habent vim „iſtam infinitam ex ſe ipſis, vel a delinquente, vel „ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel „ab horum aliquibus, vel ab omnibus ſimul; ſed „nullo iſtorum modorum poſſunt eſſe infinita, aut „ut talia conſiderari, et tamen præter his nullus „alius ſupereſt modus, quo infinita dici et eſſe „posſint: ergo omnino non ſunt infinita.„

Quæ

Quæ communiter reſpondere ſolent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum pœnarumque petitum, apud ipſos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici poteſt infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, ſeu gradu intenſivo, aliisque quorum autor meminit, ſed et a numero peccata infinita dici poſſunt. Etiamſi igitur concederemus ipſi, nullum peccatum per ſe infinitum eſſe; revera tamen dici poteſt, damnatorum infinita numero peccata eſſe; quoniam per totam æternitatem in peccando perſeverant. Quare ſi æterna ſunt peccata, juſtum eſt, ut æternæ etiam ſint pœnæ. Nempe homines mali ſe ipſos damnant, ut recte dictum eſt a ſapientibus, perpetua ſcilicet impœnitentia et a Deo averſione. Nihil igitur hic Deo, quaſi ultra menſuram peccati ſevero, imputari poteſt.

Und das iſt ſie ganz, dieſe ſogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des **Sonerus** ſelbſt beyfügen werde. Zwar iſt ſie, als gedrucktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibnitz war; weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Innhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bey denen haben konnte, die eine freye Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt

in hundert Bücher ſeitdem übergetragen worden, die in aller Händen ſind. Denn da man beſonders den Freunden der Wiederbringung es neurer Zeit nicht ſchwer gemacht hat, ihre Meynung ſo laut zu ſagen, als ſie nur gewollt: ſo iſt theils von ihnen, theils auf ihre Veranlaſſung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenſtrafen, eben ſo oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerey, vertheidiget und beſtritten worden. Kurz; **Soners** Demonſtration iſt, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht, aus eben dieſem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen laſſen können und müſſen? Denn was er Sonern darinn entgegenſetzet, iſt itzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm ſelbſt anderwärts vorgetragen worden.— Ich weiß dieſes ſehr wohl. Doch meine Abſicht geht, bey Bekanntmachung derſelben, auch nicht ſowohl auf die vertheidigte Wahrheit; als auf den Vertheidiger; als auf deſſen Geſinnungen und Gründe bey ſeiner Vertheidigung. Beide ſind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim ſelbſt, der es doch ſehr wohl wiſſen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch itzt ſeine Leſer, ſich einen ganz falſchen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerſt erwähnte, (*) geſchah es in ſo allgemeinen Ausdrücken, daß der gute **Pagenkopen** ſich einbildete, da Leibnitz die Demonſtration des Soner habe herausgeben wollen, ſo müſſe er ſie gebilligt

(*) Angeführtermaaſſen vor dem 1ſten Theile ſeiner heiligen Reden.

Digitized by Google

billigt haben. Um ihm nun das Verſtändniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf: (*) „Der Herr „von Leibnitz hat nicht darum dieſe Bogen wollen drucken „laſſen, weil er ſie vor wichtig gehalten, und Soners „Meynung angenommen. Er hat vielmehr dieſelben mit „einer Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen iſt, „worinn er Sonern ſelbſt aus Ariſtotelis Grundlehren „widerlegt, und die Blöſſe ſeiner Beweisthümer aufdeckt. „Sein Vorhaben war, der Welt den ſchlechten Werth „ſeiner Schrift zu zeigen, die man deswegen für unwiderleglich hielte, weil ſie ſelten war, und wenigen zu Geſichte kam.„ Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig geſagt hatte, ſo ſagt er offenbar nun zuviel; und ſeine Gegner durften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorſetzlich das Anſehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier iſt ſie nun, dieſe Vorrede; und wahrlich, man muß in ſehr wenigen ſehr vieles zu ſehen wiſſen, wenn man alles darinn finden will, was Mosheim darinn gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz ſoll Sonern aus Ariſtotelis Grundlehren widerlegen? Er ſoll die Blöſſe ſeiner Beweisthümer aufdecken? ſeiner Beweisthümer? Sind ſeine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären ſie denn, jene Ariſtoteliſche Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben ſo wenig finden, als in Soners Schrift ſelbſt, von welcher Mosheim gleichfalls ſagt, daß ſie ſich auf Grundſätze des Ariſtotelis beziehe. Alles Ariſtoteliſche, was Soners Schrift hat, iſt dieſes, daß ſie in lauter

(*) In dem Sendſchreiben über unterſchiedliche Dinge, hinter dem zweyten Theile der heiligen Reden.

der ſchulgerechten Schlüſſen abgefaßt iſt. Denn die Prämiſſen dieſer Schlüſſe ſind nichts als Sätze des geſunden Menſchenverſtandes, und keinesweges dem Ariſtoteles eigenthümliche Lehren. Alſo auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich ſeine Kraft verliert: ſo geſchieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Ariſtoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Ariſtoteles: iſt es denn auch nur wahr, daß ſie ſo ſiegend, ſo entſcheidend iſt, dieſe einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es ſey immerhin unwiderſprechlich, daß die menſchlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können; ja werden müſſen: was gieng Sonern dieſe eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, ſich darauf einzulaſſen? und gegen wen ſollte er ſich darauf einlaſſen? Wenn ſie von einigen ſeiner Gegner auch angenommen wird, dieſe Unendlichkeit: wird ſie deswegen als der vornehmſte, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören ſie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich beſtreitet? Nehmlich; daß, wenn ſie auch nicht Statt hätte, dieſe Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieſes Lebens eine unendliche Strafe warte? daß ſchon eine einzige dieſer Sünden, dieſe unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Dieſe gieng bey Sonern lediglich auf die Sünden dieſes Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich ſeyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen ſollen, die für ſich allein ſchon, wenn ſie nohtwendig

unauf-

unaufhörlich geſchehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte alſo leicht ſeyn, daß Leibnitz ſelbſt ſich dieſes bey einer zweyten Erwägung nicht bergen können, und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da ſie einmal geſchrieben war, warum hätte er ſie ſonſt nicht ſollen drucken laſſen? Wenigſtens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Weſentliche davon, viele Jahre nachher, an einem andern Orte angebracht habe; nehmlich in ſeiner Theodicee. Eben derſelbe Gedanke kann, an einem andern Orte, einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beybringen. Dort ſollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden: und dazu taugte es ſchlechterdings nicht. Hier aber, in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweiſen konnte, als anderweitig erwieſen vorausſetzen durfte, ſollte es blos dienen, das größte phyſikaliſche Uebel, das er ſonach in ſeiner beſten Welt zu ſeyn bekennen mußte, deſto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können; ohne dabey auf die Unendlichkeit desjenigen zu ſehen, gegen den dieſe Schuld geſchehen, weil dieſe Unendlichkeit doch nicht mit in den Zuſammenhang der Dinge verwebet ſeyn konnte.

Und das würde es alles ſeyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieſes Weges einer unſerer neueſten Schriftſteller begegnet wäre. Herr **Eberhard**

hard in ſeiner **Apologie** des **Sokrates**, einem in vieler Abſicht ſehr vortreflichen Buche, worinn er die Lehre von der Seligkeit der Heiden unterſucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in ſeine Prüfung ziehen zu müſſen geglaubt. Nun hat es zwar ſeine ganz beſondere Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß er ſich, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos dieſe ſchwerlich vermögen können, mir die geringſte Anmerkung dagegen zu erlauben; wenn er nicht zugleich, indem ihm ſeine Materie auch auf das brachte, was Leibniz darüber geäuſſert hatte, gegen dieſen und deſſen Aeuſſerung verſchiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen, einen ſo nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu ſagen habe, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als möglich; und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr **Eberhard** von Leibnizen, in Abſicht ſeines Betragens gegen angenommene Religionsſätze, fällt. Nachdem er nehmlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede geweſen, zeigt er ſehr wohl, daß man mit demſelben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die ſcharfſinnigſten Verfechter dieſer Sache, wie „**Leibnitz**, haben es wohl gefühlt, daß ein ſolcher Beweis nicht weiter reicht. **Leibnitz** argumentirte alſo „nur blos für die, welche von der wirklichen Ewigkeit „hölliſcher Qualen aus der Schrift ſchon überführt waren. „Da ihm ſo viel daran gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein

„gemein zu machen: ſo ſucht er ſie den herrſchenden Lehr„ſätzen aller Partheyen anzupaſſen, ſie ihnen allen für ihre „Meynung günſtig und vortheilhaft zu zeigen, um ſich „aller Beyfall zu verſchaffen. Er nahm ihre Lehrſätze „als Vorausſetzungen an, nnd legte ihnen einen erträgli„chen Sinn bey, nach dem er ſie mit ſeinem Syſtem ver„glich, ohne ihnen ſelbſt beyzupflichten.„ — Erſcheinet, in dieſem Urtheile, der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? Werden ſeine Geſinnnngen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion ſelbſt zuträglich iſt? Beides iſt ganz gewiß des Herrn **Eberhard** Abſicht nicht geweſen. Aber es iſt unleugbar, daß er ſich hier nicht durchgängig ſo glücklich und beſtimmt ausgedrückt hat, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegt. Denn ſo eingenommen man ſich auch Leibnitzen für ſeine Philoſophie denken darf, oder will: ſo kann man doch wahrlich nicht ſagen, daß er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Partheyen anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Partheyen ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nichts weniger als einerley. **Leibnitz** nahm, bey ſeiner Unterſuchung der Wahrheit, nie Rückſicht auf angenommene Meynungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß keine Meynung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, hatte er wohl oft die Gefällig-

keit, dieſe Meynung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer; aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel. Doch im Grunde hat Herr **Eberhard** das nur auch ſagen wollen; und ein Theil ſeiner Worte ſagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und „legte ihnen einen erträglichen Sinn bey, nach welchem „er ſie mit ſeinem Syſtem verglich.„ Sehr wohl: nur hätte Herr **Eberhard** nicht hinzuſetzen müſſen: „ohne „ihnen ſelbſt beyzupflichten„. Allerdings pflichtete er ihnen bey; nehmlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht ſowohl beylegte, als in ihnen entdeckte. Dieſer erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beypflichten ſollen? Auch iſt ihm das, weder als Falſchheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nicht's mehr und nichts weniger, als was alle alte Philoſophen in ihrem **exoteriſchen** Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſetzte willig ſein Syſtem bey Seite; und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr **Eberhard** fährt fort: „Dieß iſt augenſcheinlich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweiſe. Um ſeiner beſten Welt bey denen, die eine Ewigkeit der Höllenquaalen annehmen, Eingang zu verſchaffen, ſuchte er „darzuthun, daß auch dieſe ſich mit ſeinen Sätzen von der „beſten Welt, und mit ſeinen Begriffen von der Gerech-

„tigkeit

„tigkeit Gottes reimen laſſe.„ Man vergeſſe nicht, was dieſes für ein Beweis iſt. Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortſetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung ſtehet dieſer Beweis mit der Lehre von der beſten Welt? Wie kann er dieſer Lehre bey denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören dieſe ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beſte Welt zu ſeyn, weil ſie gerecht ſind? Gerecht, oder nicht gerecht: ſie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausſchlag; und gegen dieſen Ausſchlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibniß ſeine beſte Welt verwahren müſſen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch beſagten Beweis; ſondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieſer nehmliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen ſeine beſte Welt, auch noch dadurch verſtärkt wurde, daß ſelbſt die Zahl der ewig verdammten Menſchen unbeſchreiblich gröſſer ſeyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwohl dieſe ungleich mehrere Verdammte, mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieſes für ſeine beſte Welt helfen können, was ſich ohnedem ſchon von ſelbſt verſtehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, ſowohl die ewige Verdammniß des gröſſern Theils der Menſchen, als auch die Gerechtigkeit dieſer Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und leugnete blos die Folge; indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menſchen insgeſamt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt

Gottes das Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſeyn werde. (*) Und das, meyne ich, hieß der Lehre von der beſten Welt auch bey denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus dieſe Ewigkeit herzuleiten ſey, ſollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabey in ein näheres Licht ſetzen. Das allein iſt in den Worten des Herrn **Eberhard** wahr. Warum er aber ſagt, daß es nur auf **ſeine**, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabey abgeſehen geweſen, geſtehe ich, nicht einzuſehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der beſten Welt noch immer **ſeine** Lehre nennt: warum ſollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes, **ſeine** Begriffe heiſſen?

III. Noch fügt Herr **Eberhard** hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweiſe „an, und zeigt, daß ſie in der Vorausſetzung ewiger Verſchuldigungen nichts ungerechtes enthalten.„ Ich kenne die Stelle in der Theodicee, (**) wo ſich **Leibnitz** vollkommen ſo ausdrückt. Gleichwohl würde er es ſchwerlich haben auf ſich kommen laſſen, wenn man daraus hätte ſchlieſſen wollen, daß er ſonach alles, was die Gottesgelehrten ſonſt für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, ſchlechterdings verwerfe. Er thut dieſes wirklich auch ſo wenig, daß er vielmehr in dem wichtigſten Punkte, worauf es dabey ankömmt, mit ihnen mehr als einig iſt. Ich will ſagen, daß er dieſen Punkt nicht allein in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, ſondern

(*) Theodicee Th. I. §. 19.
(**) Theil I. §. 133.

dern ihn ſogar ſehr ſcharfſinnig vertheidiget. Herr **Eberhard** behauptet, daß GOtt bey ſeinen Strafen, einzig und allein die Beſſerung der Beſtraften zum Zwecke haben könne und müſſe. **Leibnitz** hingegen dehnet dieſe Beſſerung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit anſehen; geſetzt auch, daß ſie bey den Beſtraften ſelbſt nicht Statt fände: ſondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Beſſerung, noch das Exempel, ni meme la reparation du mal, zur Abſicht habe, ſehr ernſtlich das Wort; indem er ſie nicht blos auf die von den Theologen erwieſene Androhung, ſondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewiſſe Schadloshaltung des Verſtandes, gründet. (*) Selbſt den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich beſtraft werde, weil ſie ein unendliches Weſen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilliget. Er ſagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit geweſen, „als er dieſen Satz noch nicht genugſam unterſucht hatte, „um darüber ein Urtheil zu fällen.„ (**) Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel weil er nachher, als er ihn genugſam unterſucht hatte, erkannte, daß ſich

(*) Cette eſpece de juſtice, qui n' a point pour but l'amandement, ni l' exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n' admettent point cette juſtice punitive, qui eſt proprement vindicative. — Mais elle eſt toûjours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non ſeulement l'offenſé, mais encore les ſages qui la voyent; comme une belle muſique, ou bien une bonne architecture contente les eſprits bienfaits. *Theod. II. §. 73.*

(**) Theod. III. §. 92.

ſich ſchlechterdings nichts darüber beſtimmen laſſe. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt: welcher endliche Verſtand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf ſich zu entſcheiden wagen, was für einen Maaßſtab ſie bey dieſen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßſtab ihrer eignen Unendlichkeit iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieſes alles? Will ich Leibnitzen in noch gröſſern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernſte, bis zum Aergerniß unſrer Philoſophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß **Leibnitz** die Lehre von der ewigen Verdammung ſehr **exoteriſch** behandelt hat; und daß er ſich **eſoteriſch** ganz anders darüber ausgedruckt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabey etwas mehr als Verſchiedenheit der Lehrart zu ſehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beſchuldigte, er ſey in Anſehung der Lehre ſelbſt mit ſich nicht einig geweſen; indem er ſie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und lieſſe ſich ſchlechterdings mit keiner didaktiſchen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entſchuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweiſen zu können, daß ſich **Leibnitz** nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoteriſchen Gründen, gefallen laſſen; ja gar ſie lieber noch mit neuen beſtärkt hätte: weil er erkannte, daß ſie mit einer groſſen Wahrheit ſeiner eſoteriſchen Philoſophie mehr überein-

ſtimme,

ſtimme, als die gegenſeitige Lehre. Freylich nahm er ſie nicht in dem rohen und wüſten Begriffe, in dem ſie ſo mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß ſelbſt in dieſem rohen und wüſten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben ſo rohen und wüſten Begriffen der ſchwärmeriſchen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zuviel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr **Eberhard** hat dieſe Meynung von ihm, und ſeiner eſoteriſchen Philoſophie, gerade nicht. Er glaubt, der vornehmſte Grundſatz derſelben, von dem beſten Zuſammenhange der Dinge, erhalte erſt alsdenn ſeine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glückſeligkeit gelangen. „Dieſes, ſagt er, „hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, „wie ich oben bemerkt habe, ſeine Philoſophie auch der „entgegengeſetzten Meynung anzupaſſen ſuchte: ſo hat er „doch ſeine eigene Mißbilligung derſelben nicht undeutlich „zu verſtehen gegeben. Einer ſeiner geſchickteſten Schü„ler und Vertheidiger, (**Vattel**) erkennet dieſes ohne Be„denken. Das mildere Schickſal der Sünder iſt auch ſei„nen Grundſätzen zu tief eingegraben, als daß man die „letztern annehmen, und das erſtere verwerfen könnte; wo„fern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und „die innerſten Geheimniſſe derſelben erforſcht hat. Er „kennet keinen Stillſtand, keine Ruhe in der Welt; al„les iſt, bis im Kleinſten, in ſteter Bewegung, und zwar „zu mehrerer Ausdehnung. Dieſen Wachsthum zieht „er augenſcheinlich der gleichmäſſigen Vollkommenheit vor;

„man

Digitized by Google

„man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der **Hyper-** „**bel** oder des **Dreyecks** erklären.„ (*) Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn **Eberhard**, hier anmerken, daß, wenn er ſich, in Anſehung dieſes letztern aus der Leibniziſchen Philoſophie gezognen Grundes, nicht überhaupt irret, er ſich doch wenigſtens, in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle, gewiß ganz vergriffen hat. **Leibnitz** ſagt daſelbſt: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonſtrativement ce qu' on doit choiſir par la pure raiſon. Dieſes ſcheinet Herrn **Eberhard** von der doppelten Hypotheſ, die immer wachſende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyecks zu erklären, verſtanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypotheſ, überhaupt entweder eine immer wachſende, oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen (**).

Wenn

(*) *Leibnitz*, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

(**) Hier iſt die Stelle, in ihrem völligen Zuſammenhange: On peut former deux hypothèſes, l' une que la nature eſt toujours également parfaite, l' autre qu' elle croit toujours en parfection. Si elle eſt toujours également parfaite, mais variablement, il eſt plus vraiſemblable qu' il n' y ait point de commencement. Mais ſi elle croiſſoit toujours en perfection (ſuppoſé qu' il ne ſoit point poſſible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la choſe ſe pourroit encore expliquer de deux façons, ſavoir par les ordonnées de l' Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l' hypothèſe de l' Hyperbole, il n' y auroit point de commencement, et les inſtans ou états du monde ſeroient

Wenn nun Leibnitz ſelbſt, im Jahre 1715, noch kein Mittel ſah, aus ungezweifelten Grundſätzen entweder das eine oder das andere zu demonſtriren: wie kann man ſagen, daß er gleichwohl das erſtere augenſcheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang ſein Syſtem nicht im geringſten, ſich für eines von beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Vorausſetzungen eben daſſelbe; und von beiden äuſſerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einſehe, welche er ſchlechterdings annehmen müſſe. Denn ſo wie er die von der immer wachſenden Volkommenheit, in ſo fern man entweder einen erſten Augenblick annehmen wolle, oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert: ſo erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit, durch das Rectangulum. Von allen dieſen dreyen Hypotheſen zuſammen ſagt er, in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. **Eberhard** anführt, ausdrücklich: Ainſi il n'eſt par ſi aiſé de decider, entre les trois hypothèſes, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande queſtion, s' il eſt poſſible de demontrer par raiſon quelle hypothèſe, ſavoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, eſt preverable dans la conſtitution de l' Univers, je crois qu' il faudroit s' attacher à un raiſonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphyſique on n' a pas l' a-vantage

roient crû en perfection depuis toute l' eternité; mais ſuivant l' hypothèſe du Triangle, il y auroit eu un commencement. L' hypothèſe de la perfection égale ſeroit celle d' un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonſtrativement ce qu' on doit choiſir par la pure raiſon.

vantage des Mathematiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raiſonnement y ſupplée, laquelle ne peut guére être obtenuë en ces matieres, qu' en obſervant la forme Logique. — Ainſi je vous prie, Monſieur, de penſer comme vous pourries reduire vos raiſonnemens là-deſſus à une forme duë; cur je n' en vois pas encore le moyen. Und, wie geſagt, alles dieſes ſchrieb er im Jahre 1715; alſo, am Ende ſeiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen ſeines Syſtems enthalten. Daher ſind dieſe nehmlichen Briefe an Herrn **Bourguet**, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der ſämmtlichen Werke zuerſt erſchienen, auch einer der ſchätzbarſten Vorzüge derſelben.

VI. Wollte aber Herr **Eberhard** ſeine Worte nicht ſo genau genommen wiſſen; ſollte er blos haben ſagen wollen, daß obſchon **Leibnitz** keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen Verſtande demonſtriren können, er gleichwohl für die von dem beſtändigen Fortgange zu gröſſerer Vollkommenheit, einen merklichern Hang gehabt habe: ſo muß ich geſtehen, daß ich ihm auch hierinn nicht beyfallen kann. **Leibnitz** ſcheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter geweſen zu ſeyn, ja ſeinen Freund einer förmlichen Demonſtration derſelben ſehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine Urſachen hatte, lieber aus ihm herauszuhohlen, als ihm vorzuſagen. Ich gründe mich beſonders auf die Stelle, wo er ihm ſchreibt: Vous avez raiſon, Monſieur, de dire que de ce que les êtres finis ſont infinis en nombre, il ne s' enſuit point que leur ſyſtême doit recevoir d' abord toute la perfection dont il eſt capable.

Car

Car ſi cette conſequence etoit bonne, l' hypothéſe du Rectangle ſeroit demontré. Mich dünkt nehmlich, wenn dieſe Folge auch nicht nothwendig, ſondern wenn ſie nur möglich iſt, daß dadurch die Hypothes des Rectangels ſchon einen groſſen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte ſonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es ſich, nach der andern Hypothes, nur immer nähert, ohne ſie jemals zu erreichen; und ich ſehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit ſollte geweſen ſeyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Weſen gleich Anfangs in den vollkommenſten Zuſammenhang, deren ſie fähig ſind, gebracht werden können, giebt **Leibnitz** nicht allein zu, ſondern rettet ſie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleyen; indem er zeigt, daß wenn der nehmliche Grad der totalen Vollkommenheit ſchon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich ſich ändern würden.

VII. Doch geſetzt auch, alles dieſes verhielte ſich nicht ſo, wie ich ſage; geſetzt, es wäre ganz ohnſtreitig, was Herr **Eberhard** vorgiebt, daß **Leibnitz** den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenſcheinlich vorgezogen habe: würde er nicht ſodann wenigſtens den Begriff, den Leibnitz mit dieſem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverläſſig blos von den allgemeinen Zuſtänden des Ganzen verſtanden: und Herr **Eberhard** erſtreckt ihn auf alle einzelne Weſen. Wenn aber auch dieſe in beſtändiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung ſeyn ſollen: ſo möchte ich wiſſen, wie bey moraliſchen Weſen überhaupt

Sünde Statt haben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde ſelbſt nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung ſeyn ſollte. Nein, ſo hat Leibniß gewiß nicht gedacht; ſondern was er von einem einzeln Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit, ſagt; cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choſes ſinguliéres qui la compoſent puiſſent augmenter et diminuer en perfection*: das iſt ſchlechterdings auch von jedem Zuſtande des Ganzen, nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verſtehen. Das Ganze mag in dem nehmlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachſen: ſo hindert das eine eben ſo wenig, als das andere, daß nicht einzelne Weſen eben ſo wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieſes mögliche Abnehmen iſt bey moraliſchen Weſen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieſes mögliche Abnehmen, braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, ſelbſt in dem Syſtem der immer wachſenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderſt jene eſoteriſche groſſe Wahrheit ſelbſt anzeigen, in deren Rückſicht **Leibnitz**, der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden, zuträglich fand. Und, welche kann es anders ſeyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts inſuliret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen ſeyn kann, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard ſelbſt erkennet

erkennet, in dieſem Verſtande, die Ewigkeit derſelben, und drückt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endloſe Hölle ſeyn ſoll, als die- „ſer ewige Schaden, der uns von jeder Verſündigung an- „kleben ſoll: ſo wird niemand bereitwilliger ſeyn, als ich, „dieſer Meynung die Hände zu bieten. Ich werde gern „alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unter- „worfen ſeyn, um der Sache ſelbſt willen, überſehen. „Ich werde es mit allem Eifer, und mit aller Ueberre- „dungskraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemü- „thern einzuprägen ſuchen, daß eine jede Unſittlichkeit ihre „böſe Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher „Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit „zurück thut, unſer ganzes ewiges Daſeyn hindurch, an „der ganzen Summe derſelben, an der Länge des durch- „laufenen Weges fehlen werde.„ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige **Baumgarten** dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie kam es, daß er dieſem allein die Ehre gab, einen ſo wahren und groſſen Verſtand damit verknüpft zu haben? Folget ſie nicht auch aus Leibnitziſchen Grundſätzen? Ja beruht ſie ſelbſt bey **Baumgarten** auf andern Grundſätzen, als auf Leib- nitziſchen? Der Satz, woraus ſie dieſer unmittelbar her- leitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität ſeyn könne: was iſt er weiter, als eine für gewiſſe Fälle brauchbarere Formel des zureichen- den Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus dieſem Satze nicht ſowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit aus der Verdammniß durch die Ver- dammniß in die Seligkeit überzugehen, flieſſet.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in unbezweifelten Leibnitziſchen Lehren ſo offenbar gegründet iſt: ſo muß ſie ſich auch zu beiden Hypotheſen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen ſowohl als der wachſenden, ſchicken; wenn ſich anders das ganze Syſtem des Leibnitz, wie ich geſagt habe, gleichgültig gegen dieſe Hypotheſen verhält. Und das thut ſie auch wirklich; unter der Einſchränkung nehmlich, daß ſowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzeln Weſen, ſondern von den totalen Zuſtänden aller Weſen zugleich, prädiciret wird. Unbeſchadet der einen und der andern, kann ein moraliſches Weſen nicht allein in ſeinem Fortgange zur Vollkommenheit ſtocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen: ſondern ich ſehe nicht, warum es nicht auch in dieſem Rückgange ewig beharren, und ſich immer weiter und weiter von ſeiner Vollkommenheit entfernen könnte: Auf dieſer Möglichkeit beruhet der exoteriſche Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß, aus der endloſen Fortſetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu ſeyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, ſondern eine ewige in alle Ewigkeit wachſende Verdammniß daraus folgern müſſen.

X. Allerdings ſchaudert die Menſchheit bey dieſer Vorſtellung, ob ſie ſchon nur auf die bloſſe Möglichkeit ſich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloſſen Möglichkeit ſchrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage beſorgen: warum nicht damit ſchrecken, wenn ſie doch nur eigentlich für den erſchrecklich ſeyn kann, dem es mit ſeiner Beſſerung nie ein Ernſt geweſen?

weſen? Geſetzt aber auch, daß es ſelbſt mit dieſer Möglichkeit noch nicht ſeine Richtigkeit hätte; daß ſie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen beſtehen könnte; daß aber der ewige Rückgang eines moraliſchen Weſen, in ſich ſelbſt widerſprechend wäre: ſo bleibt auch ſo noch die Ewigkeit der Strafen nach den ſtrengſten Leibnitziſchen Grundſätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen iſt, und ſich alſo in alle Ewigkeit durch ſich ſelbſt beſtrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchſte Weſen durchaus nicht anders ſtrafen kann, als zur Beſſerung des Beſtraften; angenommen, daß die Beſſerung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe ſey: iſt es ſchon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders beſſern kann, als dadurch, daß ſie ewig dauert? Will man ſagen? „allerdings; durch die lebhafte Erinnerung, welche ſie von ſich zurück läßt.„ Als ob dieſe lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bey Dingen verweilen, die niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, ſondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Alſo iſt beides nicht eines? Alſo iſt die Hölle etwas anders, wenigſtens etwas mehr, als der Inbegriff jener Strafen?— Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieſer Meynung ſind. Allein ich finde, daß wenigſtens Herr **Eberhard** unter dieſe Theologen nicht gehöret; und er iſt darum gewiß nicht weniger orthodox, als ſie. Denn in der ganzen Religion iſt nichts, was ſo etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man

mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere ſind, als die natürlichen, welche auch ohne dieſe Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen auſſerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat: ſo hat ſie für eben ſo zuträglich erkannt, ſich ganz nach unſern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, ſtehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloſſen ſind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müſſen geglaubt. Indem nehmlich die Schrift, um die lebhafteſte Vorſtellung von jener Unglückſeligkeit zu erwecken, die auf die Laſterhaften wartet, faſt alle ihre Bilder von dem körperlichem Schmerze hernahm, mit dem alle Menſchen ohne Ausnahme am bekannteſten ſind: ſo hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen ſelbſt, wenigſtens deren Beſchaffenheit und Verhältniß zu unſerer Natur, nicht für das Bild, ſondern für die Sache ſelbſt genommen, und aus dieſem falſchen Begriffe etwas beſtritten, was auf alle Weiſe gegründeter iſt, als dieſer Begriff. So ſind aus Strafen, Qualen; aus Qualen, ein Zuſtand von Qualen; aus der Empfindung eines ſolchen Zuſtandes, eine alles andere ausſchlieſſende, unſers ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die **intenſive** Unendlichkeit, die man, mehr oder weniger, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtſam beygelegt, oder gar beylegen zu müſſen geglaubt; dieſe weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intenſive Unendlichkeit allein iſt es, welche die unendliche Dauer derſelben ſo unbegreiflich, mit

der

der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſo ſtreitend, unſern Verſtand und unſere Empfindung ſo empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Beſonders bey denen machen **muß**, die ſich keine göttliche Strafen ohne Abſicht der Beſſerung denken können. Ihr Gefühl iſt ſehr richtig, aber ihr Verſtand macht einen Trugſchluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Beſſerung ausgeſchloſſen, ſondern durch die intenſive Unendlichkeit derſelben. Denn zu dieſer intenſiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stetigkeit; und dieſe Stetigkeit iſt es, welche alle Beſſerung unmöglich macht. Ich will ſagen, und habe zum Theil ſchon geſagt: wenn die Strafen beſſern ſollen; ſo hindert die immerwährende Fortdauer des phyſiſchen Uebels derſelben, ſo wenig die Beſſerung, daß vielmehr die Beſſerung eine Folge dieſer Fortdauer iſt. Aber die Empfindung dieſes dauernden Uebels muß nicht ſtetig, muß wenigſtens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrſchend ſeyn: weil es unbegreiflich iſt, wie bey dieſer herrſchenden Stetigkeit auch nur der erſte Entſchluß zur Beſſerung entſtehen könnte. Herr **Eberhard** ſelbſt behauptet die Möglichkeit des erſteren mit ſo ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das phyſiſche der Strafe mag immer bleiben; der „beſſer belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er „wird ſich dabey nicht mehr unglücklich dünken, ſo ſchmerz„haft es auch immer ſeiner Sinnlichkeit ſeyn mag.„ Was heißt dieſes anders; als daß ſich der Sünder beſſern kann, ohngeachtet ſeine Strafe nie aufhöret? Aber wenn ſollte er nur den Gedanken faſſen, daß das fortdaurende phyſi-

ſche Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel ſey, wenn ſollte er anfangen können, beſſer belehrt zu ſeyn, falls die Empfindung dieſes Uebels ſo intenſiv und ſtetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müſſen glaubt?

XIII. Ich ſage mit Bedacht, aus **einigen** figürlichen Ausdrücken. Denn andere, beſonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen ſowohl die Endloſigkeit der Strafen, als zugleich die Beſſerung des Beſtraften beſtehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, iſt nicht allein unter der Vorausſetzung begreiflich, daß die Beſſerung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: ſondern kann auch auf eine andere Weiſe mehr als wahrſcheinlich gemacht werden. Nehmlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obſchon Strafe und Belohnung etwas poſitives ſeyn werden und ſeyn müſſen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe ſind, welche die nehmlichen bleiben, ſo lange ſie in dem nehmlichen Verhältniſſe abnehmen oder wachſen. Der reiche Mann in der Hölle mag ſich immer beſſern; mag ſich immer, von dem erſten Augenblicke der empfundenen Strafe an, ſeiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke ſich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Anſehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem erſten Augenblicke ſeiner empfundenen Seligkeit an, indeß um eben ſo viele Schritte einer höhern und höhern

Vollkom-

Vollkommenheit zugeeilet iſt? — Wer hierwider im Ernſte den Einwurf machen kann, daß auf dieſe Weiſe Hölle und Himmel in eines flieſſen, und ſich jeder Sünder ſonach tröſten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der iſt gerade derjenige, mit dem man ſich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlaſſen müßte. Für ihn mag es nur immer bey dem Buchſtaben bleiben. Denn auf ihn und ſeines gleichen, ward gerade bey dem Buchſtaben geſehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Hr. **Eberhard**, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortſchreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere ſeine relative Benennung verlieret, nicht ſchon aus dem Syſtem der beſſernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwiſchen Himmel und Hölle macht; die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeſchnittenen Schranken derſelben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennet ſeyn ſollen, dißſeits welcher ſchlechterdings nur lauter ſolche, und jenſeits welcher ſchlechterdings nur lauter andere Empfindungen Statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphiloſophiſcher ſind, als der allergröbſte Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ſeyn kann? Bey dieſem liegt doch noch wenigſtens eine groſſe unſtreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum ſo unſinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die ſowohl mit dem Weſen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten.

XV. Daß ſie mit dem Weſen der Seele ſtreiten, iſt daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig iſt; das iſt, keiner ſolchen Empfindung fähig iſt, die bis in ihr kleinſtes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geſchweige, daß ſie eines Zuſtandes fähig ſeyn ſollte, in welchem ſie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß ſie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten, dieſes, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen ſeyn worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit ſtreiten, als annehmen oder zu verſtehen geben, daß ſelbſt die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menſchlichen Gerechtigkeit in gewiſſen Fällen unvermeidlich iſt? Dieſe Unvollkommenheit beſteht darinn, daß die menſchliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Beſtrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung beſtrafen kann: mit einem Worte, daß ſie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck iſt, in Bauſch und Bogen beſtrafen und belohnen muß. Aber dieſes müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr iſt, daß der beſte Menſch noch viel Böſes hat, und der ſchlimmſte nicht ohne alles Gute iſt: ſo müſſen die Folgen des Böſen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten dieſen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß ſeine Hölle noch im Himmel, und ſeinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Böſen müſſen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Fol-

gen des Böſen nicht blos abgezogen werden: ſondern jede derſelben müſſen ſich, in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt äuſſern. Nichts anders meinet die Schrift ſelbſt, wenn ſie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leſer, ſtellt er ſich dieſe Stufen auch ſo vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieſer Stufen, ſie ſey ſo niedrig als ſie wolle, gleichſam ihre eigene intenſive Unendlichkeit? Die niedrigſte Stufe des Himmels, iſt ihm freylich nur die niedrigſte: aber dem ohngeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum ſeine Waffen nicht lieber gegen dieſe irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegeſiren ſind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigſtens dünket, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Ausleger, wenn er gegen dieſe an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch ſehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr **Eberhard** darauf dringt, daß das Wort **ewig** in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nur eine unbeſtimmte, aber keinesweges unendliche Dauer andeute; ſo ſagt er unter andern: „Ueberhaupt muß man die Zeit„folge in der ſtufenweiſen Erhöhung eines ſolchen abſtrak„ten Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit iſt, wohl „bemerken. Dieſer Begriff iſt nicht immer ſo transcen„dental geweſen, als ihn zuletzt die ſtärkſte Anſtrengung „der erhabenſten Philoſophie gemacht hat.„ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bey vielen metaphyſiſchen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bey

dem

dem aber von der Ewigkeit wohl ſchwerlich. Da er blos negativ iſt, ſo ſehe ich nicht, was für eine Gradation darinn möglich iſt. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher ſo vollſtändig gehabt, als er nur ſeyn kann. Daß man eine lange unbeſtimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt geweſen: das beweiſet im geringſten nicht, daß man ſich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbeſtimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geſchieht noch täglich auch von Leuten, die ſehr gut wiſſen, was das Wort Ewigkeit eigentlich ſagen will. Noch weniger beweiſet die urſprüngliche Armuth der Sprache, die den abſtrakten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häuffung der Zeit auf Zeit, auszudrücken wußte, daß dem Begriffe ſelbſt das weſentliche jemals gefehlt habe. Die Geſchichte der Weltweisheit iſt auch völlig dagegen. Denn er ſey immerhin, dieſer Begriff der Ewigkeit, eine beſondere Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie: wenigſtens iſt die Philoſophie einer ſolchen Anſtrengung ſehr früh fähig geweſen; und dieſe erhabenſte Philoſophie iſt keine andere, als die alleräl teſte. Selbſt das Transcendentalſte, deſſen er fähig iſt, dieſer Begriff der Ewigkeit, und wozu ſich ſelbſt noch itzt ſo wenigen erheben können; ich meine die Ausſchlieſſung aller Folge: ſelbſt dieſes war den alten Philoſophen ſchon ſehr geläufig, und wie geſagt, faſt geläufiger, als unſern.

XVII. Eben ſo wenig möchte ich verſchiedene andere Aeuſſerungen des Herrn **Eberhards** über dieſe Materie, zu den meinigen machen, die ohne das Weſentliche der Streitfrage zu betreffen, ſie dennoch in einem falſchen

Lichte

Lichte zeigen. Ein ſolches Licht nenne ich, die obſchon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl ſehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Chriſten entſtanden ſey. „Zwar „bin ich nicht im Stande, ſagt er, den wahren Zeitpunkt „ihres Entſtehens und ihrer Ausbreitung unter den Chri„ſten anzugeben. Es ſey aber welcher es wolle, ſo muß „in demſelben die Barbarey ſchon ſo viel Land gewonnen „haben, daß die Sophiſterey der Schulgelehrten in den „menſchlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor ſich „finden konnte. Denn daß die Vernunft dieſe ſchreckliche „Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer „ſolchen Augenſcheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts „mehr wird übrig bleiben, als ſie auf die Rechnung un„richtig verſtandener Schriftſtellen zu ſchreiben.„ Wie geſagt, wenn er es in dieſen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen, als die Chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehret haben: ſo iſt ſein Ausdruck doch nicht ganz unſchuldig, wenn der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſey. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben ſo ſtreng ausdrücke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf

zu

zu bringen, ſondern konnten ihn höchſtens nur darinn beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunkt weit leichter angeben laſſen, wenn man eine allen Religionen ſo gemeine Lehre, in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eignen mißverſtandenen Vorausſetzungen, zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen, möchte ich nicht mit dem Herrn **Eberhard** ſagen, „daß die Vernunft dieſe ſchreckliche „Lehre verkennen„ oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an dieſem Lehrſatze unſchuldig; daß in dem ganzen Umfange „ihrer Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe.„ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund ſeyn; und ohnſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiednen Religionen durch die Bemühung, dieſe Strafen ſinnlich zu machen, mehr oder weniger verſtellet.

XVIII. Ich ſchlieſſe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß ſich Herr **Eberhard** gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewigen Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenigſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten,

halten, ſie mit den unverdächtigſten ausdrücklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des **Gorgias** beym **Plato**, in welcher folgende Stelle ſchlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι βελτίους γίγνωνται. Ε'ισὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα. — Hier iſt aller Ausflucht vorgebauet. Das τὸν ἀεὶ χρόνον iſt nicht ſo zweydeutig, als jenes αἰὼν oder αἰώνιος. Und was wäre auch alle Zweydeutigkeit, bey dem ausdrücklichen Gegenſatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und von Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern blos andern zum Beyſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeiniget werden? Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον. Freylich iſt es wahr, daß wenigſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterſchied, ewig machte. Aber wenn blos dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt denn in unſerer Religion, das uns hindert dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns

hindert?

Digitized by Google

hindert? Als ob nicht der gröſſere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unſere Reformatores, ohngeachtet des ärgerlichen Miſsbrauchs, zu dem er Anlaſs gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlecht weg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anders, als die beſſernde Sokratiſche Hölle? Und wenn es denn nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos möglich bliebe, daſs es Sünder geben könne, welche auf keine Weiſe zu beſſern ſtünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu ſündigen: warum für dieſe blos möglichen Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten laſſen? —

— O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als **Leibnitz**, und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen, als **Sokrates**?

Digitized by Google

Beantwortete Anfragen.

1 — 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Unſeres Herzogs Durchl. waren von einem Gelehrten in Braunſchweig um Mittheilung folgender Manuſcripte gebeten worden.

1. **Geographiſche Nachrichten des Mönchs Baco.**
2. **Peyerle Reiſe nach Moscau, vom Jahre 1606. bis 1608.**
3. **Neue Zeitungen aus dem Moscowiter Lande, vom Jahre 1610.**
4. **Briefe, die zwiſchen K. Sigismund von Polen, und dem falſchen Demetrius gewechſelt worden.**

Als ich die Erlaubniß erhielt, ſie ihm überſenden zu dürfen, hatte ich, bis auf eines, ſie aufzufinden wenig Mühe. Dieſes eine fand ich aber auch gar nicht, ſo viel Mühe ich mir immer gab. Ich glaubte daher die Ueberſendung mit nachſtehenden Zeilen begleiten zu müſſen, worinn ich ihm dieſes meldete, und wegen der beygehenden Stücke einige Erinnerungen machte.

Dieſelben erhalten anbey die verlangten, und von Sr. Durchlaucht verwilligten Manuſcripte. Sie ſind es alle; bis auf ein einziges. Nehmlich:

1. **Die Geographiſchen Nachrichten des Baco.** Ich hoffe, daß ich nicht gefehlt habe, wenn ich darunter die Schrift des Rogerius Baco de regionibus ad Papam Clementem verſtanden, welche in dem Bande Nummer 41. Mss. Weisſb. Bl. 91. u. folg. zu finden.

(Dieſe Schrift, meyne ich, iſt nichts anders als einer von den einzeln Traktaten, aus welchen das vierte Buch des Operis maioris des Baco beſtehet. Weil uns die einzige Ausgabe des **Jebb** von 1733 davon fehlet, ſo kann ich es jedoch nicht mit Gewißheit verſichern. Wohl aber weiß ich, daß die darinn enthaltenen Geographiſchen Kenntniſſe des Baco, bereits vor der Ausgabe des **Jebb** aus dem Manuſcripte genutzt worden. Denn in dem Recueil de divers Voyages curieux faits en Tartarie et en Perſe, welches 1729. herauskam, finden ſich im zweyten Theile bereits Quelques Obſervations, qu' un Anglois a tirées de la quatrieme partie de l' Ouvrage du frere ainé de Roger Bacon, touchant les parties ſeptentrionales du monde; welche auch in unſerm Manuſcripte, nach ihrem ganzen Inhalte (Bl. 114. u. folg.) vorkommen. Ob aber **Bergeron**, der, ſo viel ich weiß, der Beſorger jenes Recueil war, ſie unmittelbar aus dem Manuſcripte durch einen Engländer erhalten, oder ob ſie bereits in einem engliſchen Werke gedruckt waren, kann ich abermals nicht mit Gewißheit ſagen. Sehr lächerlich indeß iſt es, daß der Franzoſe aus dem **alten Bruder Roger Baco**, wie es im Engliſchen ohne Zweifel hieß, **den ältern Bruder des Roger Baco**, le frere ainé de Roger Baco, gemacht hat.)

2. **Peyerle Reiſe.** (Num. 41. Extravag.) Ich merke an, daß von dieſer Reiſe noch Eine Abſchrift von einer jüngern Hand in der Bibliothek vorhanden; falls dieſe irgendwo zweifelhaft oder unleſerlich ſeyn ſollte.

3. **Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande.** (Num. 86. Extrav.) Ich lege dieſes Werk auch einzeln mit bey, ob es ſchon eben daſſelbe iſt, welches in dem Bande der vorſtehenden Reiſe des **Peyerle**, unter dem Titel Chronicon Moſcoviticum, mit vorkömmt. Aus noch ein Paar andern Abſchriften deſſelben, die in der Bibliothek befindlich,

findlich, ſehe ich, daß es das Tagebuch des **Conrad Buſſo** oder **Buſſow** iſt, welches **Kelch** und **Treuer** bereits gebraucht haben, und deſſen **Müller** aus ihnen gedenkt. (**Sammlung Rußiſcher Geſchichte** B. V. S. 191.)

Das fehlende Stück wären alſo, **die Briefe, welche der K. Sigismund von Polen mit dem falſchen Demetrius gewechſelt hat.** Es hat an meinem Fleiſſe nicht gelegen, dieſe Briefe aufzufinden. Aber ich kann in unſern Verzeichniſſen nirgends die geringſte Spur davon entdecken, und muß mich alſo erkundigen, ob Sie, m. H. dieſe Briefe hier ſelbſt geſehen, oder woher Ihnen die Nachricht davon geworden? Ich ſollte ſchon nach der bloſſen Geſchichte an der Exiſtenz ſolcher Briefe zweifeln.

Wenn es übrigens Ihnen um die Aufklärung und Berichtigung der Geſchichte des ſogenannten **falſchen Demetrius** zu thun iſt: ſo kenne ich unter den handſchriftlichen Schätzen der Bibliothek noch verſchiedenes, was in dieſer Abſicht zu brauchen wäre. Auch habe ich unter den gedruckten Büchern einige von denen gefunden, von welchen **Müller** (Seite 387) ſagt, daß ſie ihm nie zu Geſichte gekommen.„

Ich erhielt hierauf zur Antwort: „die Briefe des „Polniſchen Königs Sigismund an den falſchen Deme„trius kenne ich blos aus einem von Hrn. Prof. **Schlö„zer** an die Petersburger Akademie abgeſtattetem Rap„port von denen zur Rußiſchen Geſchichte gehörigen Ma„nuſcripten, welche derſelbe in der Wolfenbüttelſchen Bi„bliothek vorgefunden. Dieſer Rapport ſteht in **Gatte„rers Allgemeinen Hiſtoriſchen Bibliothek**, VIII „Band, S. 283. 84. Es heißt daſelbſt ꝛc.„

Ich eilte, mich mit meinen eignen Augen hiervon zu überzeugen, und bekenne, daß ich nicht wenig betroffen

 ward.

ward. Herr **Schlözer** ſagt an dem angezeigten Orte, mit ausdrücklichen Worten, daß er **Abſchriften von einer Menge von Briefen, die zwiſchen K. Sigismund von Polen und dem Demetrius gewechſelt worden**, hier in unſrer Bibliothek ſelbſt geſehen haben. Ich fing hierauf aufs neue an, zu ſuchen; und habe ſeit Jahr und Tag nicht aufgehört, bey allem, was ich in der Bibliothek ſonſt geſucht, immer mit ein Auge auf dieſe Briefe zu haben. Aber alles vergebens; und ich weiß mir itzt nicht anders zu rathen, als daß ich den Hrn. **Schlözer** hiemit öffentlich erſuche, ſeine Worte auf eine oder die andere Weiſe gut zu machen. Denn er kann leicht begreiffen, daß es mir höchſt unangenehm ſeyn muß, wenn man gegenwärtig in unſerer Bibliothek etwas zu vermiſſen glaubt, was ein Mann wie Er einer Akademie, der ſein Vorgeben nicht gleichgültig ſeyn kann, ohnlängſt darinn gefunden zu haben verſichert.

Aus unſern geſchriebnen Verzeichniſſen hat er ſeinen Rapport nicht gezogen, der den 16 May 1768 aus Braunſchweig datiret iſt. Er will, und muß alle die Stücke ſelbſt in Händen gehabt haben, die er darinn nahmhaft macht. Gleichwohl wäre es möglich, daß ſein Blick ein wenig zu flüchtig geweſen wäre; ja es finden ſich ſogar noch andere Spuren, die dieſes glauben machen. So giebt er z. E. das Chronicum Moscoviticum ab anno 1584 ad annum 1612, und die **Neuen Zeitungen aus dem Moſcoviter Land, vom Jahr 1610**, durch die Verſchiedenheit der Titel hintergangen, als zwey verſchiedne Werke an; da ſie doch das eine und eben daſſelbe

Werk,

Werk, nehmlich die bekannten Buſſowſchen Nachrichten ſind, wie man in dem Briefe bereits wird bemerkt haben.

Ich weiß ſonſt alles zu finden, was er geſehen haben will, ſo unbeſtimmt er auch manches davon angiebt. Ich glaube ſogar ſehr wohl zu wiſſen, was alles für Aufſätze er unter **der Menge von noch ungedruckten Acten und Nachrichten, in deutſcher und lateiniſcher Sprache, die merkwürdige Periode des falſchen Demetrius betreffend**, kann gemeint haben. Ich geſtehe auch, daß in eben den Convoluten, worinn ſich dieſe Aufſätze befinden, Abſchriften von ungefehr ein Dutzend Briefen, des K. Sigismund vorkommen; allein kein einziger iſt davon an den Demetrius geſchrieben; geſchweige, daß gar Antworten des Demetrius darunter ſeyn ſollten. Kaum, daß des Demetrius in einem oder zweyen mit Namen gedacht wird, die aber darum nichts weniger als in ſeinen Angelegenheiten geſchrieben ſind.

Es wäre alſo doch ſehr wunderbar, wenn die einzigen Briefe, auf die allein die Beſchreibung des Herrn **Schlözers** paſſen könnte, ſich ſo hartnäckig meinen Augen entzögen. Indeß, ſo lange es nur immer noch eine Möglichkeit iſt, will ich die Glaubwürdigkeit ſeiner Avtopſie nicht ſo ſchlechterdings leugnen; ſondern ſeine nähere Aeuſſerung und Nachweiſung erwarten.

Er wird nicht in Abrede ſeyn, daß die Sache deren würdig iſt, indem ein ſehr wichtiger Punkt der damit verwandten Geſchichte ſeine endliche Aufklärung daraus müßte erlangen können. Sigismund hat beſtändig behaup-

 tet,

Digitized by Google

tet, daß die Unterſtützung des Demetrius von Seiten Polen blos das privat Werk einiger Mächtigern des Reichs geweſen; und daß zwiſchen ihm und dem Demetrius nie eher das geringſte verhandelt worden, als bis dieſer durch ſeine Geſandten um die **Marina** bey ihm anhalten laſſen. Er hat auch, nach dem Tode deſſelben, in ſeinen öffentlichen Schriften ihn ohne Widerſpruch den Betrüger seyn laſſen, für den ihn die Ruſſen erklärt hatten. Wenn nun gleichwohl zwiſchen beiden eine **Menge** Briefe ſollten gewechſelt ſeyn worden: ſo müßte nothwendig daraus erhellen, ob Sigismund wirklich an dem Handel ſo unſchuldig geweſen, als er ſich geſtellet; ob er **mit** einem Betrieger wiſſentlich betriegen wollen, oder ſelbſt **von** ihm betrogen worden. Kurz; wenn man, wie ich in dem Briefe geſagt habe, nach dem, was wir itzt von dieſer Geſchichte wiſſen, an der Exiſtenz ſolcher Briefe zweifeln darf: ſo würde, wenn es mit ſolchen Briefen ſeine Richtigkeit hätte, dieſe ganze Geſchichte ein ander Anſehen daraus gewinnen können.

2.

Anfrage aus Weimar.

„Was befindet ſich von des Chriſtlichen Dichters „**Theoduli** Ecloga in der Herzoglichen Bibliothek zu „Wolfenbüttel an Mſpt. und alten Ausgaben? Bey erſtern wünſchet man eine kurze Anzeige von dem Aeuſſerlichen des Codicis; ingleichen, wenn ſich ein Commentar dabey befinden ſollte, den Anfang und das Ende deſſelben. Bey der Anzeige der Ausgaben verlanget man den

„Titel,

„Titel, das Jahr des Druckes, den Namen des Heraus„gebers, die Anzahl der Blätter, den Anfang und das „Ende des Commentars zu wiſſen.„ —

Beantwortung.

1. An Handſchriften ſind deren drey vorräthig; alle drey auf Pergamen, und von ziemlichem Alter. Die ich für die älteſte halte, und die wohl aus dem zwölften Jahrhunderte ſeyn könnte, iſt in klein Folio, in einem Bande, darinn ſich noch verſchiedene andere lateiniſche Poeten aus der ſpätern Zeit befinden. Sie enthält den bloſſen Text, ohne alle Gloſſen und Commentar. Das Gedicht ſelbſt heißt darinn weder Ecloga noch Tetraſtichum, ſondern iſt blos mit Incipit Theodulus überſchrieben. Die **zweyte** Handſchrift iſt der Gröſſe nach Octav, und befindet ſich in demjenigen Miſcellanbande, in welchem **Leibnitz** ein Paar kleine Schriften des Meiſſenſchen Biſchofs **Benno** fand, die er in der Einleitung zu dem zweyten Bande ſeiner Braunſchweigiſchen Geſchichtſchreiber S. 34. gelegentlich bekannt machte. Sie hat ebenfalls nur den bloſſen Text, und die Aufſchrift iſt, wie dort. Gleich hinter her ſtehet von der nehmlichen Hand, Ovidius de Nuce. Die **dritte** endlich iſt in Quart, in einem kleinen Bande, welcher vorher die elegieſchen Fabeln des Neveletſchen Anonymus, und hinterher in Proſa Deſuaſiones Valerii ad Rufinum, ne ducat vxorem enthält. (*) Sie iſt die neue-

 ſte

(*) **Gudius**, dem dieſer Codex ehedem gehört, hat bey dem letztern Stücke angemerkt: extat inter opera S. Hieronymi; als unter deſſen Namen das Ding wohl ehedem mit unter-

ſte und ſchlechteſte; hat aber das beſondere, daß ſie allein am Ende **acht** Zeilen mehr hat, als die andern, und als alle gedruckte Ausgaben. Ich will ſie hier getreulich mittheilen, dieſe Zeilen; und nur die Abbreviaturen ausſchreiben.

Tunc Alithya deo reddens pia carmina plectro
Hoſte ſuo victo cepit modulare benigno
Alme deus triplex ſimul omnipotens pie ſimplex
Qui celum terras mare tartara rite gubernas
Quique regis cuncta propria virtute ſub una
Erige ſubiectos cunctos tibi ſterne ſuperbos
Cui ſit laus virtus pax gloria perpes
Quem decet eternum regnum ſine fine per evum.

Aber wer erkennet hier nicht das Gemächt eines noch ſpätern und noch barbariſchern Mönchs? So ſchlecht auch die Verſe des **Theodulus** ſind, ſo ſind ſie doch nicht ſo gar erbärmlich, als dieſer abſcheuliche Schwanz. Sonſt hat auch dieſe Handſchrift keinen Commentar; wohl aber hin und wieder zwiſchen die Zeilen geſchriebne Gloſſen. — Was nun den innern Werth aller drey anlangt, ſo habe ich nur die erſte, welche mir die ältere geſchienen, etwas genauer betrachtet, und gefunden, daß ſie nicht nur eben ſo gut, ſondern auch noch beſſer iſt als die Helmſtädtiſche, welche **Polyc. Leyſer** (Hiſt. poet. med. aev. p. 295.) verglichen. Denn ſie beſtätiget nicht allein alle gute und richtige Lesarten derſelben, ſondern hat auch noch viel eigene,

untergelauffen. Doch hat es ſchon **Reatinus** ausgemerzt, und es in ſeiner Ausgabe der Werke des Hieronymus, (T. IX. p. 175.) unter eben dem Namen drucken laſſen, unter dem es in unſerer Handſchrift vorkömmt.

gene, die ganz unſtreitig die wahren ſind, und durch welche das Gedicht um ein vieles erträglicher und verſtändlicher wird, als es wenigſtens in dem Manuale Biblico des **Goldaſt** zu leſen, welcher es zuerſt aus der Handſchrift ans Licht zu bringen glaubte. Aber **Goldaſt** irrete ſich, und es war längſt vor ihm mehr als eine Ausgabe davon in der Welt, in denen ich faſt alle die beſſern Lesarten ſchon finde, die **Leyſer** aus dem Helmſtädtiſchen Manuſcripte beygebracht hat, und ich aus dem unſrigen beybringen könnte.

II. Von beſagten alten Ausgaben ſind in der Bibliothek ebenfalls drey verſchiedene vorhanden. 1) Die älteſte, und ſoviel ich finden kann, allererſte gedruckte Ausgabe, die weder **Mettaire** noch **Fabricius** gekannt hat, von 1489 **zu Leipzig bey Conrad Kacheloven.** Sie iſt in klein Quart auf acht mit einander abwechſelnden Ternionen und Quaternionen, die unten von a bis h ſigniret, aber oberwerts weder numerirt noch paginirt ſind. Auf der erſten Seite des Titelblatts ſteht blos Ecloga Theoduli; und auf der andern ein Holzſchnitt die Scene des Gedichts mit ihren Perſonen vorſtellend. 2) Eine neuere, eben daſelbſt und bey eben demſelben Drucker, von 1492, welche beym **Fabricius** und **Mettaire** die älteſte iſt. Sie iſt der vorigen an Format und Schrift gleich, nur etwas weitläuftiger gedruckt: denn ſie zählt neun dergleichen abwechſelnde Ternionen und Quaternionen; und die Blätter ſind mit Römiſchen Zahlen oberwerts numeriret und gehen bis XXXXXXII. 3) Eine noch neuere von 1495 zu **Cölln bey Heinrich Quentell.** Das Titelblatt hat Egloga Theoduli; aber zum Schluſſe ſind

aus

aus dieſer Einen Ekloge mehrere geworden. Denn da heißt es, Egloge Theoduli cum notabili commento feliciter finem habent. Und eben dieſer notable Commentar iſt es, welcher in allen drey Ausgaben den Abſätzen des Gedichts ſtückweiſe eingedruckt iſt. Er fängt an; Circa initium huius libri ſciendum quod Averroes: und endet ſich; et in hoc ſopitur liber Theoduli, de quo ſit benedictus Deus glorioſus in ſecula ſeculorum Amen. Ohne Zweifel iſt es des **Stephanus Patringtonus** Arbeit; wenigſtens hat der ehemalige Bibliothekar **Lauterbach** in dem einen Exemplare auf dem Titel, cum ſcholiis Stephani Oxonienſis, beygeſchrieben.

3.

Anfrage aus Holland.

Sie betraf die noch ungedruckten Epigrammata des **Luxurius**, und bezog ſich auf die Stelle des Herrn **Burmann** vor ſeiner Anthologia vet. lat. Epigr. (*Epiſt. Dedicat. p. XLVIII.*)

„Luxurii Epigrammatum codex Ms. fuit apud Marq. Gudium, ut patet ex Catalogo inſignis eius Bibliothecæ, quem Codicibus Mss. refertiſſimum habuit, pag. 555. Cum vero libros Mss. Gudio olim poſſeſſos ſuæ Bibliothecæ adſeruerit Dux Guelferbutanus, inter illos veroſimile eſt etiam adhuc adſervari hunc Luxurii codicem, quem tamen Salmaſiani apographum ſuſpicor.„

Man

Man wollte wiſſen, ob es mit dieſer Vermuthung des Herrn **Burmann** ſeine Richtigkeit hätte, und wollte in dem bejaenden Falle das Manuſcript näher kennen.

Beantwortung.

Es iſt zwar wahr und bekannt, daß überhaupt die Manuſcripte des **Gudius** in unſere Bibliothek gekommen ſind. Gleichwohl kann man ſich betriegen, wenn man ſchlechterdings ein jedes Stück, wie es in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben ſteht, hier ſuchen wollte. Der öffentliche einzelne Verkauf war bereits angegangen, als von hier aus das Gebot auf die ganze Sammlung geſchah. Einige Stücke waren alſo ſchon in andern Händen, und konnten auf keine Weiſe wieder erlangt werden. Ich will bey Gelegenheit eine Anzeige von denſelben mittheilen, damit die Gelehrten, welche jenes gedruckte Verzeichniß zu Rathe ziehen, genau wiſſen können, was ſie hier oder anderwerts zu ſuchen haben.

Zum Glücke aber iſt dieſes der Fall hier nicht. Sondern die Handſchrift des **Luxurius**, oder, wie er, ſelbiger zu Folge, richtiger heiſſen würde, **Luxorius**, iſt wirklich bey uns vorhanden; und auch darinn hat Herr **Burmann** richtig vermuthet, daß es nichts als eine Abſchrift aus dem Codex des Salmaſius iſt. Sie iſt indeß von der eignen Hand des **Gudius**, welcher mit den beygeſetzten Worten, Ex Ms. Codice vetuſtiſſimo Philiberti de la Mare Senatoris Divionenſis, jene ſeine Quelle deutlich genug angezeigt hat. Ohne Zweifel würde es Herr **Burmannen** auf alle Weiſe angenehm geweſen ſeyn, dieſe Gudiſche

biſche Abſchrift brauchen zu können. Sie würde ihn unter andern, ſo viel ich einſehe, deutlich überzeugt haben, daß jene Schedæ Divionenſes, die er aus einem andern Manuſcripte als dem Salmaſiſchen gefloſſen zu ſeyn glaubt, dieſes wohl ſchwerlich ſind, ſondern zuverläßig ebenfalls jenen Codex des **Lacurne**, oder des **Salmaſius**, oder des **Philibert de la Mare**, welcher gegenwärtig in der Königl. Bibliothek zu Paris iſt, für ihre Quelle erkennen. Der Grund wenigſtens, auf welchen ſich Herr Burmann wegen dieſer vermeinten Verſchiedenheit ſtützet, daß nehmlich die Schedæ Divionenſes eine ziemlich genaue Abtheilung in vier Bücher haben, von welcher in einen Heinſianis Salmaſiani codicis chartis keine Spur zu finden, fällt dadurch weg, daß man aus der Abſchrift des **Gudius** erkennet, daß in dem Manuſcripte des Salmaſius, zum mindeſten die Epigrammata des **Luxurius** gleichfalls abgeſondert geweſen, und ein eigenes Buch ausgemacht haben. Denn dieſe unſere Abſchrift fängt nicht allein an: LIBER EPIGRAMMATON VIRI CLARI LUXORI ET SPECTABILIS; ſondern ſchließt auch: EPIGRAMMATON EXPLICIT FELICITER; welche Worte ſchlechterdings von der Art ſind, daß es keine willkührliche Formeln des Abſchreibers ſeyn können, ſondern aus dem Manuſcripte genommen ſeyn müſſe. Ja, was noch mehr; gleich unter dem Explicit haben noch eben folgende zwey Verſe Raum gefunden, die entweder nur der Anfang eines Epigramms geweſen ſind, oder ſich auf einen Umſtand bezogen haben, den wir itzt nicht wiſſen.

De Titulo Luxori cum verſibus.

Priſcos Luxori certum eſt te vincere vates:
Carmen namque tuum duplex victoria geſtat.

Und ihnen zur Seite merkt **Gudius** an: Hi duo verſus in eodem Codice, ſed non eo loco, ubi erant Epigrammata Luxori, legebantur. Alſo iſt es ganz gewiß, daß die Epigrammata des **Luxorius** in dem Manuſcripte des Salmaſius nicht unter die andern zerſtreut ſind, ſondern in Einer Reihe auf einander folgen. Wenn aber auch ſchon das Uebrige darinn die andern drey Abtheilungen nicht haben ſollte, welche ſich in den Schedis Divionenſibus des **Bimard de la Baſtie** finden: ſo würde daraus doch noch nicht folgen, was Herr Burmann daraus ſchlieſſen zu können glaubt. Noch weniger folgt es daraus, daß in dieſen Schedis ein Epigramm nicht zu finden, von welchem **Gudius** anderwerts ſagt, daß er es in dem Codex des Salmaſius (in vetuſtiſſimo Codice Divionenſi) geleſen habe. Vielmehr erhellet aus dieſem Mangel, daß der Schreiber, wer er nun auch geweſen ſey, mehr den Salmaſiſchen Codex excerpiren als abſchreiben wollen, und gedachtes Epigramm um ſo viel eher übergehen zu können geglaubt, weil es ſchon gedruckt war. Daß er ſeiner Auswahl ſodann auch eine beſſere Ordnung zu geben geſucht hätte, als er in dem Manuſcripte fand, wäre wohl nicht zu verwundern.

Ich bin es aber noch mehr aus einem andern Umſtande verſichert, daß die ſchedæ Divionenſes nichts als ein neuerer Auszug aus dem Codex des Salmaſius ſind.

Herr

Herr **Burmann** ſagt nehmlich, daß der Epigrammen des **Luxorius** darinn nicht mehr als einige achtzig wären. Es müßten deren aber **ſechs und neunzig** ſeyn, wenn der Abſchreiber alle mitgenommen hätte, die er, nach dem Salmaſiſchen Manuſcripte, in dem Buche des Luxorius begriffen fand. Weil aber dennoch offenbar einige darunter, ſelbſt der Aufſchrift zu Folge, dem Luxorius nicht gehören, andere aber ſchon längſt gedruckt ſind: ſo ließ er es vermuthlich bey der geringern Zahl von einigen achtzig, und begnügte ſich, nur das Echteſte und Unbekannteſte zu haben.

Zu wiſſen iſt hiernächſt, daß es nicht der bloſſe **Luxorius** iſt, was die Abſchrift des **Gudius** enthält. Es folgen darauf noch einige ſechzig Epigrammata verſchiedener anderer, theils genannter theils ungenannter Dichter, welche er aus dem nehmlichen Codice abgeſchrieben hat. Von dieſen iſt nun aber ſchon mehr als die Hälfte gedruckt; beſonders in der Anthologie des Herrn **Burmanns**, und es iſt kein Zweifel, daß er die übrigen nicht ebenfalls unter ſeinen verſchiedlichen Abſchriften finden, und in dem zweyten Theile derſelben bekannt machen werden, den die Gelehrten ſchon ſo lange ſehnlichſt erwarten.

Daß **Gudius** ſeiner Abſchrift Vermuthungen werde beygefügt haben, wie dieſe und jene verdorbene Stelle vielleicht zu leſen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Doch iſt es bey den Epigrammen des Luxorius viel häufiger geſchehen, als bey den übrigen. Was ſich bey beiden gleich deutlich zeigt, iſt die beſondere Treue, mit welcher er ſich an das Manuſcript, und oftmals ſogar an die bloſſen Züge deſ-

ſelben

ſelben gehalten; ſo daß er durchaus nichts in den Text genommen, was er nicht mit deutlichen Buchſtaben darinn geſehen. Einen Ort habe ich indeß bemerkt, den kein einziger, ſo wie er, geleſen haben muß; den wenigſtens alle, deren Abſchriften Herr **Burmann** vor ſich gehabt, anders, und auf die nehmliche Weiſe anders geleſen zu haben ſcheinen. Und doch möchte ich es auch hier lieber mit ihm allein halten, als mit jenen allen. Nehmlich, das 45ſte Epigramm des dritten Buchs, auf gewiſſe neu erbaute Bäder, hat Herr **Burmann** von vorne herein alſo abdrucken laſſen:

Fauſta novum domini condens Fortuna lavacrum
Invitat feſſos huc properare viros.
Laude operis fundi capiet ſua gaudia præſul,
Hoſpes dulciflua dum recreatur aqua.

Wie kömmt es nun, daß er über die dritte Zeile ganz und gar nichts angemerkt hat? Iſt ſie denn ſo durchaus ohne alle Schwierigkeit? Ich wenigſtens geſtehe, daß ich nicht einſehe, was Laude operis fundi ſagen ſolle, oder ſagen könne. Wie ungleich deutlicher und ſchöner fließt dieſe Zeile beym **Gudius**:

Laude operis fruitur, capit et ſua gaudia præſul.

Und, wie geſagt, dieſes hat **Gudius** in dem Manuſcripte geleſen; nicht verbeſſert. —

Ich kann bey dieſer Gelegenheit dem Herrn **Burmann** noch eine Sorge benehmen, die er ſich an dem nehmlichen Orte vor der Anthologie (Ep. dedic. n. XV.) von einem Buche macht, das ihm nie zu Geſichte gekom-

Digitized by Google

men. An Andreæ Mariani Bononienſis *Collecta Ruinarum Epigrammata*, Romæ edita an. 1541. quæ in fine Præfationis ſuæ memorat Almeloveenius, huc propius ſpectent, libro nunquam viſo, nobis dijudicare integrum non eſt. Das Buch, welches nicht zu Rom, ſondern zu Bologna, im beſagten Jahre in 8 gedruckt iſt, befindet ſich in unſerer Bibliothek, und enthält nichts von alten Aufſchriften. Der eigentliche Titel, in welchem das Wort collecta, das dem Herrn **Burmann** ohne Zweifel den meiſten Verdacht erwecket hat, nicht vorkömmt, heißt: *Ruinarum Romæ Epigrammata*; quibus Miranda Urbis agnoscuntur, ſacra viſitantur, nova et vetera Elogiis recenſentur; und iſt leicht daraus abzunehmen, daß es eigene Epigrammata ſind, worinn **Marianus** die vornehmſten Gebäude und Monumente des alten und neuen Roms beſchreibt. Sie ſind in drey Bücher getheilt, und haben eine kurze proſaiſche Erläuterung unter ſich.

Digitized by Google